m.
8

. . O. germ. 2028 y
238
4

...kopierung aus konservato-
...den nicht erlaubt
... bar

08. 1991

E

<36626443060012 S

<36626443060012

Bayer. Staatsbibliothek

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

IV.

Vermischte Aufsätze. Erzählungen.
Reisen.

Zweite Abtheilung.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Vierter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

Wb/51/562

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck der Campeschen Officin in Nürnberg.

Inhalt.

Seite

Die große Verschwörung. 1819 ... 1
Die Carbonari und meine Ohren ... 9
Ueber den kritischen Lakonismus ... 25
Ankündigung der Zeitschwingen. 1819 ... 33
Das Testament der Zeitschwingen. 1819 ... 41
Denkrede auf Jean Paul ... 46
Fastenpredigt über die Eifersucht ... 60
Dioptrik ... 70
Honestus ... 78
Die Freiheit der Presse in Bayern. 1818 ... 96
Die Meneen ... 109
Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel ... 153
Vorrede zu dem Buche «die Spende» ... 162
Für die Juden. 1819 ... 172
Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur. 1819 ... 182
Der Eßkünstler ... 243
Der Narr im weißen Schwan ... 259

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Die große Verschwörung.

(1819.)

Wie viel leichter es sey, mit vielen Worten nichts, als mit wenigen viel zu sagen, hat die Preußische Staatszeitung in ihrem zweiten Bülletin der großen Polizei-Armee, abermals bewiesen. Der Herausgeber jenes Blattes verrieth schon oft, daß ihm der erforderliche Mangel an Verstand mangle, um eine Hofzeitung gehörig schreiben zu können. Man muß selbst befangen seyn, um das Urtheil Anderer zu verstricken, man muß selbst glauben, um Glauben zu finden, und nur eigene Ueberzeugung pflanzt sich fort; die fehlende Natur kann hier durch Kunst nie ersezt werden.

Es hätten die größten Spötter, um dem Verschwörungstraume und dessen abergläubischen Deutung, die verdiente Lächerlichkeit zuzuwenden, keine treffendere Karrikatur davon zeichnen können, als es die Staatszeitung in ihrem amtlichen Berichte

gethan, nur daß jenseits, der Spott zugleich grausam ist.

Gleich anfänglich wird der, gegen die schwarzen catilinarischen Bursche, mit so großer Uebereile und fürchterlichem Geprassel unternommene Krieg, als eine bloße polizeiliche Maaßregel angegeben. Was man unter polizeilichem Verfahren zu verstehen habe, zumal in Deutschland, wo mit der schnödesten Willkühr, die hierbei aller Orten Statt findet, auch noch die tölpelhafteste Ungeschicklichkeit verbunden ist, weiß wohl Jedermann. In Frankreich, wo die Polizei kunstgeübter und erfahrner ist, besizt sie eine Art Zuversicht, die sie vor unbesonnenen Schritten bewahrt. Allsehend, allwissend, die Fäden der Ereignisse nie verlierend, ist sie dort geduldig, fürchtet nicht, daß ihr die Beute über Nacht entgehen werde, und schüttelt darum den Baum nicht eher, als bis die Früchte reif geworden sind. Die Berliner Polizei aber, hat in einen sauern Apfel gebissen; sie gesteht es nicht ein, doch ihre Gesichter verrathen es. Ich kenne meine Landsleute, und weiß, was sie zu thun fähig sind. Darum erbiete ich mich kühn, selbst als Verschworner angesehen, und als solcher bestraft zu werden, wenn unter allen den eingekerkerten Männern und Knaben, sich am Ende der Untersuchung auch nur

ein Einziger finden sollte, über den die Gesetze das Schuldig aussprechen werden.

Die Staatszeitung versichert, es bestünde eine durch mehrere deutsche Länder verzweigte Vereinigung, die den Zweck hat, Deutschland in eine Republik umzuschaffen. Sie sagt ferner, um diesen Entwurf zu bearbeiten, bestünden an vielen Orten eigene Vereine, Theils förmlich konstituirt, Theils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen. Sie sagt ferner, die Freiheits-Apostel zögen in Deutschland herum, um den Saamen der Unzufriedenheit unter das Volk auszustreuen. Angenommen nun, dieses sey alles wahr, wie es behauptet wird, und die mütterliche Zärtlichkeit, welche die Polizei für ihre Staatskinder hegt, habe die Besorgniß nicht zu weit getrieben, so ist hier dennoch kein Verbrechen vorhanden, welches die befolgten strengen Maaßregeln rechtfertigen könnte. Ein Entwurf zu einer Republik, welcher erst bearbeitet, Saamen der Unzufriedenheit, welcher erst ausgestreut werden soll, das bildet wahrlich, noch nicht den Schatten von dem Schatten einer Verschwörung. Höchstens hatten einige akademische Milchknaben sich bis zu Kühen und Kälbern hinaufgeschwindelt, die sie von dem Ertrage ihres Marktverkaufes erstehen wollten, und da strauchelten

sie, und da fiel der Topf, und — was ward verschüttet? Milch, wahrhaftig kein Tropfen Blut. Ich wollte ein Nero seyn in Deutschland, und meine Krone in den nächsten Strom werfen, und den gefährlichsten schwarzen Bruder herbeirufen, und ihm sagen: apporte! und der treue Pudel spränge hinein, tauchte unter, und brächte mir wedelnd meine Krone zurück.

«Theils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen,» sollen die zum Umsturze der deutschen Staaten sich gebildeten Vereine bestehen! In der That, man weiß nicht, ob man mehr das Sonderbare dieses strafrechtlichen Grundsatzes, oder die Naivetät bewundern soll, mit der man sich zu ihm bekennt. Wenn Gesinnungen gerichtet werden dürfen, wo fände man dann vor dem Schwerte des Henkers Schutz?.. Aber man hat dennoch, ohne es zu wollen, das große und wahre Geheimniß der Sache ausgesprochen. Es giebt wirklich eine Verschwörung, die nicht bloß in Deutschland, sondern in ganz Europa verzweigt ist. Die Verschwornen kennen sich nicht, sie sehen, sie sprechen sich nicht, sie haben keine verbindende Zeichen, Wege und Zwecke, und dennoch sind sie verbrüdert — durch die Gesinnung nämlich. Aber dieser Bund ist nicht gegen die fürstliche Gewalt, sondern gegen deren

Mißbrauch in den Händen der Staatsdiener, sie ist gegen den gesetzlosen Zustand, gegen jede Willkühr gerichtet, und er wird trotz aller Polizeien seinen Zweck erreichen.

Sind die Worte und Redensarten, welche die Preußische Staatszeitung anführt, wirklich aus entdeckten und in Beschlag genommenen Handschriften gezogen, so beweißt, deren hochtrabende, stolzirende, tragisch-komödienhafte Abfassung, daß sie nichts Anders, als Stylübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamiren, Gestikuliren und Rühren, schön verfertigt. Man gebe sie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbessert zurück, und überreiche ihnen dabei Adelungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutschen Reformationsprojekte, die ich bisher gelesen habe, waren übrigens *sehr trocken*, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein *nasses* gefunden hat.

In der Behauptung, es *wären nur sehr wenige Individuen verhaftet worden*, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verschwörung wirklich so *ausgebreitet* war, als man vorgiebt, wenn die Untersuchung *bereits* sehr *erhebliche Resultate* geliefert hat, warum hat man so wenige Verdächtige gefunden, die sich

zur Verhaftung geeignet hätten?.. Noch wunderbarer ist das Eingeständniß der Staatszeitung: man habe ohne Gründe des Verdachts, bei Mehreren die Papiere in Beschlag genommen, um sich der Beweise gegen die eigentlichen Schuldigen zu bemächtigen. Man braucht gerade kein Rheinländer zu seyn, um dieses Verfahren nicht sehr angenehm zu finden. Unschuldige Menschen in Schrekken zu setzen, und Feuer zu rufen, oder ihnen gar das Haus über dem Kopf anzuzünden, damit ein Spitzbube, der sich etwa in einem Winkel versteckt haben könnte, hervorkäme und sich fangen lasse — die Rechtlichkeit dieser Polizei-Maaßregeln, ist sicher «einem Jeden bekannt.» Das inquisitorische Verfahren in Brasilien, wo man die Arbeiter in den Diamantgruben zum Laxieren zwingt, damit sie die etwa verschluckten Diamanten wieder herausgeben, ist wenigstens spaßhafter.

Wenn, wie der amtliche Bericht versichert, die Verhafteten größtentheils Ausländer waren, die auch in Preußen das demagogische Gift zu verbreiten gesucht hätten, sie aber auf das brave, verständige und treue Preußische Volk wenig gewirkt haben, so möchte man an die Berliner Polizei mehrere Fragen thun. Erstens,

warum die Preußische Regierung zu gleicher Zeit, indem sie alle Nicht-Preußen für Ausländer erklärt, die Sache des Auslandes, die sie ja, ihren Reden nach, so wenig selbst berührt, mit so vielem Eifer behandelt, als wäre es ihre eigne, und warum sie die Erforschung, Unterdrückung und Bestrafung der staatsverrätherischen Umtriebe nicht den Regierungen überlasse, auf deren Verderben es abgesehen ist? Zweitens, in welchem deutschen Staate des Auslandes, die Mutterkirche des neuen politischen Glaubens, von welcher eine Filial-Revolution in Preußen habe gestiftet werden sollen, eigentlich ihren Sitz habe? Und drittens: warum man in Süddeutschland, wo durch die freiere Presse, und die Ständeversammlungen, demagogisches Gift leichter zu verbreiten gewesen wäre, als im nördlichen, von revolutionären Bewegungen, und dadurch nöthig gewordenen Einkerkerungen, und andern Maaßregeln der Strenge, durchaus nichts vernommen hat?

Die Ausdrücke der Staatszeitung: «Die Untersuchung wird zwar jezt noch polizeilich, «jedoch von einer aus Rechtsverständigen «bestehenden Kommission geführt,» können auch so gedeutet werden: «Die Untersuchung wird von Justizpersonen geführt, ob zwar die Unbedeutendheit der Sache, nur ein polizeiliches Ver-

fahren verstattete,» und diese Auslegung wäre nicht geeignet, der Heiligkeit der Justiz, die erforderliche Ehrfurcht zu bewahren. Und wenn es ferner heißt, daß, wenn die an mehrern Orten in Beschlag genommenen Papiere werden eingegangen seyn, dann auf dem völlig gesetzlichen Wege, eine unparteiische Untersuchung Statt finden werde, so liegt in diesen Worten zugleich das Geständniß, daß die Untersuchung, wie sie bisher geführt, auf keinem völlig gesetzlichen Wege, und nicht unparteiisch geführt worden sey.

II.

Die Carbonari und meine Ohren.

Als ich nach Mailand kam, herrschte dort eine sichtbare Gährung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhnisch, achtsam, streng; das Gesindel freute sich auf die kommende Verwirrung; und manche angesehene Bürger sahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Gesicht machen. Ich hatte in Mailand italienische Sprache gefunden, aber keinen italienischen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieses zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino, auf den folgenden Tag, für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scale. Man gab die Oper Othello von Rossini. Da mir die abgöttische Verehrung bekannt war, die man in Mailand, wie in ganz Italien vor Rossini hegte, mußte meine Verwunderung groß seyn zu bemer-

ken, daß man im ganzen Saale, der Darstellung nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Man lachte, schwazte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfrischungen, und der Himmel weiß, vor wem sich die Sänger und Sängerinnen eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf, und ward mit Beifallklatschen empfangen. Sie verneigte sich dreimal, zuerst vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die sie zu singen hatte, es trat, so bald sie erschien, die größte Stille ein. Sie sang eine tödtliche Viertelstunde; der Hals war mir wie zugeschnürt, und es ward mir erst leichter, als ich an den Schnörkeln, und schnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß sich die Cavatine dem entscheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Bresche die sie in das Herz der Zuhörer gesungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. Ein tapfrer Triller drängte sich voraus — man hörte keinen Athemzug . . . . . . da fiel ein Kanonenschuß. Ich sprang erschrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entstand im Saale, ich hörte wie in einer etwas entfernten Loge, man sich in das Ohr flüsterte: bis morgen

sind sie hier. Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmlische Freudigkeit durchfächelte meine Adern; und da mir armen Schelme immer das Herz bis am Munde steht, und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir selbst zu sprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief so vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: es leben die Carbonari! es lebe Italien!

Zitto! quieckte ein Sopranstimmchen hinter mir; ein anderer feister Herr sah mich mit Verwunderung an; eine schöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine aufrührischen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten sollen, wahrscheinlich, weil man den Sinn der deutschen Worte nicht verstanden. Ich selbst aber, hatte sie nur zu gut verstanden, und als der Begeisterung Ueberlegung und Kopfschmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältnisse gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomischen Gerichten, schon fühlte ich den Scharfrichter das Maaß von meinem Halse nehmen, und wollte ich noch so gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Un-

tersuchung, und eine lange Gefangenschaft nicht erlassen, und meine verzagte Hoffnung schmeichelte sich nichts Größeres, als daß sie mich hier in Mailand behalten, und nicht in dem abscheulichen Ollmütz einsperren würden. Ach, seufzte ich, säßest du jezt an einem Froschteiche in der Mark Brandenburg, wie viel wohler wäre dir dort, als bei dem süßen Geleyer der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende ist, kommt die Wache und holt dich!.... Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren absingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt, und ein Ballet sollte folgen. In der stillen Zwischenzeit trat ein junger Mensch in meine Loge, der zuerst mit diesem und jenem sich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überrascht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich seiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verschiedenen Gesellschaften gesprochen, murrte ich zum tausendsten Male über mein schlechtes Gedächtniß für Namen und Gesichter. «Ich wundre mich, sagte der junge Mensch, daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hierseyn erzählt hat.» — Wie! rief ich, S. ist hier? — «Und das wissen Sie nicht? dort in der Loge

sizt er. Ich will Sie hinführen.» — Ich, sehr vergnügt, einem meiner ältesten Freunde so unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthüre hinter mir, als mein dienstwilliger Herr verschwand, und acht Soldaten Sarmatischen Ansehens, mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachtstube des Opernhauses. Dort durchsuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taschen, meine Papiere wurden mir abgenommen — «wenn es Ihnen gefällig ist,» sagte der Polizei-Commissair; ich folgte ihm. Vor dem Hause hielt eine Kutsche, man hieß mich hineinsteigen, der Commissair sezte sich neben mich, und — Adieu Welt! krächzte eine Rabenstimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich gesprochen, ich bin des Gegentheils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch selbst mein unsterbliches Ich ist voller Schauer, wenn es von einer Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war so niedrig, eng und so fest verschlossen, daß ich zu ersticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde mit einem Drathgeflechte bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondschein zeichnete

ein Netz zu meinen Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angstvoll zappelte. Mein Wächter neben mir sprach kein Wort, er war vielleicht beschäftigt meine Seufzer zu übersetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen still. Ich hörte ein schweres Thor hinter ihm zuschlagen. Die Kutsche wurde geöffnet, ich stieg heraus, und sah mich in einem, mit hohen Mauern umschlossenen, und mit zahlreichen Wachen besezten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängnißwärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeyt, wie es in einem Passe zu geschehen pflegt. Meine Namensunterschrift mußte ich auch hineinsetzen. Numero vier — sagte der Polizei-Commissair dem Gefängnißwärter. Dieser, ein alter Mann mit Essig-sauern Mienen, ward darauf plözlich freundlich gegen mich, rückte seine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizei-Commissair wünschte mir gute Nacht, und flüsterte mir zu: Seien Sie guten Muths, es wird so schlimm nicht werden. «Aennchen leuchte dem Herrn,» rief der Gefängnißwärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf, ich folgte, der Gefängnißwärter hinter mir. Machen Sie

sich's bequem, sagte mir dieser, indem er ein Zimmer aufschloß, wenn Sie das Nachtessen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort, und ich war erstaunt, daß die Thüre von außen nicht verschlossen würde. Meine Verwunderung stieg, als ich mich im Zimmer umsah, und die bequemste und schönste Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiserne Maske konnte es nicht besser gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieses Abends etwas erholt, und mich auf mein Verhör so gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an meine Geschichte von der romantischen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle um das Abendessen zu begehren. Aennchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und schnitt mir die Speisen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängnißwärter entschuldigte sich mit der eingeführten Ordnung. Das Essen war gut, der Wein noch besser. Der Alte ging fort, Aennchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutenden Blicke, auf eine zusammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettentische lag, brachte dann die Finger an die Lippen, und wünschte mir wohl zu schlafen. Als sie fort war verschloß ich das Zimmer, legte die

Serviette auseinander, fand aber nichts darin. Ich kleidete mich aus, und schlief diese Nacht sanfter, als man in meinen Verhältnissen zu thun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Festungswerke meiner Unschuld, untersuchte genau alle ihre Puncte, vertheilte zweckmäßig meine Vertheidigungskräfte und verstärkte die schwachen Seiten. Aennchen brachte mir das Frühstück und sie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemüthsruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jezt erst die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtsam vorüber gegangen war. Aennchen stand in der Zauberstunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen giebt. Rosen und Lilien theilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines schlummernden Kindes, ihr goldnes Haar, müde seiner eignen Last, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten sie als ihre Schwester geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anschauen verloren, sprach-

los vor ihr stand, da zuckte etwas über ihr Gesicht, das sie plötzlich entgötterte, und was ich bald klarer verstand. Aennchen durchsuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte sie wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete sie diese und schüttelte sie. Ich fragte sie was sie suche? Sie trat mir näher und sprach schnell und ängstlich: «Mein Onkel ist ein harter Mann, und viel zu streng. Neulich hatten wir einen Gefangenen der unser Dienstmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ohngeachtet sie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf diese Weise unbemerkt mit nahm, und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich selbst die Gefangenen bedienen, und genau nachsehen ob sie nirgends was geschriebenes versteckt.» Ich fragte Aennchen, ob sie mich verrathen würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz, und sah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! sagte ich, Mädchen, so jung, so schön .... «guter Landsmann, lispelte sie, und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter .... so schön, so jung, und schon so schlecht!» Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine

Stimme, ich sank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen. —

Als ich die Hände von meinen nassen Augen weg zog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizei-Commissair, mein Begleiter des vorigen Abends, stand vor mir. Er sah meine Bewegung, und diese misdeutend sprach er mir abermals Muth ein. «Beruhigen Sie sich doch, es kann ja nicht unsere Absicht seyn Sie unglücklich zu machen. Wir sind ja alle Deutsche . . Verführung . . Leichtsinn . . Schwärmerei . . Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können sich um die Regierung noch Verdienste erwerben . . .» Ich schüttelte den Kopf — das ist es nicht, sagte ich; doch lassen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unserer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirector, einen Protocollführenden Secretair zur Seite, saß da schon in Bereitschaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reise, meine Bekanntschaften in Mailand . . . . Kurz, man kennt ja dieses Treibjagen einer grausamen Polizei, wo das Geständniß eines Angeschuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreise getrieben wird, bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch

kein Wort gesprochen. Endlich kam die entscheidende Frage: Was war ihre Absicht, als Sie gestern im Theater es leben die Carbonari riefen? Und, es lebe Italien — sezte der Secretair hinzu. Jezt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber so räthselhaft ist die menschliche Natur, so mannichfaltig sind die Schwächen und Eitelkeiten des menschlichen Herzen, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen lassen, oder die Wahrheit gestehen, und mich lächerlich machen sollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. «Ich bin harthörig,» erwiederte ich. «Setzen sie sich doch gefälligst,» sagte der Secretair sehr leise, und ohne mich anzusehen. Ich wollte dem schlauen Herrn seine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und sezte mich. Sie sind also harthörig? — schrie der Polizei-Director. — Ich war es — wollte ich sagen, ich war es bis gestern. — Nun? — der Secretair versammelte alles, was pfiffiges und boshaftes in ihm vorräthig war, um die Spitze seiner Nase, und paßte sehr auf. Ich fuhr fort... «Als die Nachricht von der Neapolitanischen Revolution nach Deutschland kam, eilte ich nach Italien zu kommen...» «Der Secretair war wie ein Geier hinter diese Worte her, und schrieb sie hurtig

auf. Ich fühlte, daß ich dumm gesprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich sezte meine Rede fort: « den Wunsch Italien zu sehen hatte ich schon längst, ihn auszuführen schien mir jezt die gelegentlichste Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel besuchen.. Festlichkeiten.. Sicherheit der Wege; kurz ich beschloß die Reise zu machen. Aber unglücklicher Weise verstand ich kein Wort italienisch. Ich nahm mir vor, noch schnell in dieser Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und so viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich ist. Ich las von Morgen bis Abend italienische Bücher und Zeitschriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erscheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich schon viele Jahre litt. Das Mittel bestand darin, daß man beim Tabackrauchen, den angezogenen Rauch, statt ihn gleich weg zu blasen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Nase dabei fest verschließt. Nach wenigen Wochen dieses Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein russischer Graf der dieses Mittel empfohl, behauptet, daß sich dessen Wirksamkeit schon bei vielen völlig Tauben er-

probt habe. Ich beschloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorschrift, ohne Besserung zu spüren. Gestern in der Oper schmerzten mich die Ohren sehr. Die Ursachen dieser Schmerzen wurden mir erst später klar, und ich konnte dann auch erst begreifen, warum mir der Gesang aller Mitspielenden so abscheulich vorgekommen. Während einer Bravour-Arie der Desdemona, glaubte ich einen Kanonenschuß zu hören. Ich erschrack, entdeckte aber bald zu meiner unaussprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, daß ich bis jezt nur am fernen Horizonte dämmern sah (sehr poetisch! — brummte der Secretair) lag jezt nah und sonnenhell vor mir. Ich hörte das leiseste Geflüster in den entferntesten Theilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie sonderbar Großes und Kleines in der Welt zusammenhängt, und daß ich eigentlich der Verschwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohne dies, und in meiner Freudigkeit, dachte ich lauter als gut war, und ich rief: es leben die Carbonari! — — der Secretair sprang wüthend auf, und sprach: Herr, wollen Sie uns zum Besten haben? — Herr Director, sagte ich, die Wahrheit, die Sie

gehört ist lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeschmackt. Sie werden mich nicht für so dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für so unverschämt, daß ich es wagen sollte, Ihnen solch ein albernes Mährchen aufzubinden. — Beharren Sie auf ihre Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich ins Gefängniß zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entscheidung meines Schicksals ab. Aennchen ließ sich nicht wieder sehen, und der Alte der am ersten Tage meiner Gefangenschaft mich freundlich behandelt hatte, betrug sich nach meinem Verhöre rauh und hart, und ließ mich manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück, und kündigte mir meine Freiheit an. Ob man sich von meiner Unschuld überzeugt hatte, ob sich Leute für mich verwendet hatten, ob man mich glimpflich behandeln wollte, oder was sonst meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben als ich erwarten durfte — das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen Lombardisch-Venetianischen Königreiche, war keiner froher als

ich. Selbst meine erlittene Gefangenschaft schien mir ein Gewinnst, denn ich sah sie als ein Gläschen Wermuth an, das man vor dem Essen nimmt — und stand nicht ein herrlich gedeckter Tisch vor mir, duftete nicht Rom in goldener Schüssel, blinkte nicht das Meer in kristallener Flasche? Als man mir nun bedeutete, ich hätte innerhalb vier und zwanzig Stunden Mailand zu verlassen, antwortete ich vergnügt: Morgen früh fahre ich nach Florenz. « Zum Teufel fahren Sie — schnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Ens gemästet — Marsch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht so leicht entwischt. » — Bei diesen Worten machte der Wütherich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Nase « da lesen Sie » der Paß war nach Tyrol und der Bayerischen Gränze visirt, und stand darin « hat sich Signalisirter bei Vermeidung gefänglicher Haft, nirgends länger als 12 Stunden aufzuhalten, und von dem gezeichneten Wege nicht abzuweichen, » gleich einem Blitzstrahle fuhr dieses Gebot durch mein Herz; entseelt stand ich da. Wie ich nach Hause gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Thal,

durch Tag und Nacht — ich weiß es nicht. Erst in München kam ich zur Besinnung.

So mußte ich auf dem Wege den ich hergekommen zurückkehren in das Philisterland! Italien, Wunderinsel meiner Träume, so habe ich dich gesehen — im Traume! Wer war es damals, der meine Schmerzen linderte, der Balsam goß in meine Wunden, der meine Thränen trocknete? Du warst es, Phantasie, himmlische Trösterin, die den Hungrigen in der Wüste mit Manna speißt, die aus Baumrinden Brod bäckt, und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir gnädige Göttin!

III.

Ueber den kritischen Lakonismus.

Es gereicht Rezensenten, sie mögen nun Bücher, Menschen oder Verhältnisse beurtheilen, zum größten Ruhme, wenn sie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld besitzen und schwarze Suppen essen; denn wer Vertrauen braucht erhält es nur, wenn er sonst nichts braucht, und nur wer die Menschen entbehren gelernt, darf sie belehren. Aber schreiben dürfen die Rezensenten nicht wie Spartaner. Sie sind Richter; sie müssen also freisprechend oder verdammend, ihre Entscheidungsgründe angeben, und das klar und umständlich. Thun sie dieses nicht, begnügen sie sich zu sagen: das ist gut, das ist schlecht — so kann ihnen jeder Leser mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das sagt mir mein Gefühl; du aber sollst mir mein Gefühl deutlich machen, und mir erklären, warum dieses gut, warum dieses schlecht sey. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern und bei dieser Gelegenheit noch

einiges Andere berühren, was auf unserem Wege liegt. Sie verdienen um so mehr Vorwürfe, da Schriftsteller in unsern Tagen gar nicht nöthig haben, so ängstlich auf Kürze bedacht zu seyn; für das Erforderliche hierin sorgen schon andere Leute.

Da sind zuerst die Kritiker der Büchertitel. Manchmal steht in einem Titel ein oblatives e, manchmal ein Komma, manchmal das multiplicirende n. Mikroskopische Rezensenten bemerken diese Mängel, und schieben das fehlende Komma hinein, und zwar behutsam in einem Parathesen-Futterale gesteckt, damit die kostbare Verbesserung nicht beschädigt werde. Wie kann ein Rezensent, der nur etwas menschliches Gefühl hat, so hart seyn, den Titel eines Buches zu kritisiren? Ist er nicht selbst Mensch? Ist er nicht selbst Schriftsteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel niedergeschrieben? War er nicht selig an diesem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauscht: heute habe ich auf meinen Todesfall gesorgt, heute habe ich meine Unsterblichkeit in die Wittwenkasse gebracht? War er an jenem Tage fähig, auf ein Komma zu achten? Fürchtet aber der Rezensent, das fehlende Komma könne die Schuljugend verführen, so ver-

bessere er es im Stillen; der Schriftsteller wird dann den bescheidenen Vorwurf gerührt annehmen, und dem Rezensenten bei nächster Gelegenheit die Hand drücken. Ueberhaupt ist es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftsteller grammatisch richtig zu schreiben weiß, und daß er Sprachfehler nur aus Uebereilung begeht. Es sind aber nicht immer die schlechtesten Werke, die in der Eile geschrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verstorbene berühmte Physiker Ritter eine ungeheure hohe galvanische Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutschland hätte sanguinisiren können. Ritter brachte aber nur Krebse und Frösche in ihren Wirkungskreis und stellte Versuche an. Zu gleicher Zeit schrieb er seine Beobachtungen nieder, und indem er dies that, stand ein kleiner untersezter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule, und wartete aufs Manuscript. Daß Ritter, wie es die Physiker manchmal thun, die Natur auf die Folter gespannt, und ihr Bekenntnisse abgepeinigt, die sie oft wieder zurücknimmt — das gehört nicht hieher. Nur so viel ist daraus zu entnehmen, daß unter solchen Umständen, Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.

Als kritische Lakonismen, sind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Rezensenten und Redacteurs, zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurtheilten Schriften, und in die Aufsätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Rezensent oder ein Redacteur, sich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann soll er dieses deutlich heraussagen, und es nicht blos pantomimisch zu erkennen geben. Ein solches Ausrufungszeichen, gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienste seines in die Schenke desertirten Herrn übernommen. Ein treuer Rezensent darf sich aber nicht auf seinen Spies verlassen; sondern er muß selbst Wache halten, und jeden Einpassirenden fragen: woher? wohin? in welchen Geschäften? oder was sonst ein Literatur-Wächter zu fragen hat. Das schlimmste hierbei ist, daß die Leser nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redacteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwischen gesezt, sondern glauben es gehöre zum Texte. Sie müssen sich dann sehr verwundern, daß der Verfasser sich über seine eignen Behauptungen wundert, und einen Satz, den er eben erst mit Bestimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel stellt. Diese Verwirrung kann aber einem Schriftsteller nicht gleichgültig seyn. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wa-

gen drucken zu lassen: « der Corsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite sie » — wenn er befürchten muß, daß ihm seine gute Gesinnung vergiftet werden könne, indem der Rezensent oder der Redacteur ein arsenikalisches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redacteur seine Verwunderung oder seinen Zweifel nicht unterdrücken, so bringe er seine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo sie als Opposition hingehören. Er darf also nicht schreiben: « der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite (!) sie; » sondern er muß drucken lassen: « der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite *) sie. »

Ohe jam satis est! . . . . . ich sage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dieses auf eine feinere Art zu verstehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es giebt aber Rezensenten, die, wenn sie nichts mehr zu sagen wissen, oder müde sind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: Ohe jam satis est, oder: Eheu jam satis est! Aber ohe und eheu, und alle solche Interjectionen (oder Empfindungslaute, wie man sie

---

*) (!).

Anmerkung des Redacteurs.

während des Befreiungskrieges in den deutschen Frauenvereinen nannte), sind sehr, sehr häßlich. Es liegt eine Verachtung darin, die auch der schlechteste Schriftsteller nicht verdient. Man soll zwar einen schlechten Schriftsteller nicht schonen, man soll ihn tödten — sothaner Schaden ist nicht groß; aber man soll ihn hinrichten, nicht zersetzen. Ein solcher gefühlloser Empfindungslaut ist auch das sic, das, obzwar eine Conjunction, doch oft in Rezensionen als Interjection gebraucht wird. Was heißt sic? Wer den großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabstufungen des sic stehen, der kann sich freilich erklären lassen, was der Rezensent in jedem einzelnen Falle unter sic verstand; wer aber auf dem Rigi eine deutsche Rezension liest, wie soll der sich helfen? das sic ist oft räthselhaft. Also keine sics, sondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutschen Manne geziemt. Man kann wohl lateinisch beten, denn der liebe Gott versteht alle Sprachen, aber lateinisch kritisiren soll man nicht.

Endlich sind auch die kritischen Mottos zu rügen, die Sybillenartig, in Versen ihre Meinung sagen. Es giebt nämlich deutsche Tagsblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erscheinen. Das Motto ist gleichsam die Aurora,

die jeden Morgen, und das Blatt verkündet das der Morgen bringt. Die eigentliche Bestimmung dieser Motto's ist, mit den Aufsätzen, welche zuoberst im Blatte stehen, in Verbindung zu treten. Sie müssen also im Geiste dieser Aufsätze gewählt seyn. Die Redactionen aber vergessen dieses oft, und erlauben sich, in den Motto's Aufsätze zu kritisiren. Dieses mag lobend oder tadelnd geschehen, so ist es immer zu rügen. Das Motto soll nicht wie ein Portier seyn, der den Eintretenden grob oder artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt ist. Der Redacteur darf seinen Finger nicht zwischen den Baum und die Rinde stecken, das heißt: er darf sich nicht zwischen den Leser und den Mitarbeiter stellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaction mit den Ansichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverstanden ist; aber darum darf sie sich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, sie darf ihn nicht als Probierstein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eignen Gesinnung darzuthun; sie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweisen. Giebt es denn etwas komischeres, als wenn das Motto, gerade das Gegentheil sagt, als der Aufsatz, zu dem es gehört — wenn es gleichsam vorausläuft, und den Lesern zuruft: dahinten

kommt ein Herr, der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt! So habe ich neulich in einem solchen Blatte einen Aufsatz gelesen, dessen Verfasser sich die undankbare Mühe gab, den Deutschen über ihren lächerlichen Judenhaß, etwas die Wahrheit zu sagen. Das Motto zu jenem Aufsatze lautete (in Versen) ungefähr: «Vernichtung nur ist euer Loos. Frieden ist euch hienieden, nicht beschieden.» Wäre ich der Verfasser jenes Aufsatzes, hätte ich der Redaktion gesagt: mit diesem Motto bin ich gar nicht zufrieden, und von nun an sind wir geschieden. Ein gewissenhaftes Motto, darf kein Gewissen haben; es muß heute demokratisch, morgen aristokratisch gesinnt seyn. Ein weltkluges Motto, muß sich zum Motto wählen: Vive le roi! Vive la ligue!

IV.

Ankündigung der Zeitschwingen.

(July, 1819.)

Der Herr Verleger dieser Blätter, ein erfahrner Mann, lachte sehr, da ich traurig und besorgt, wegen der versprochenen Ankündigung der Zeitschwingen, die voller Anpreißungen ihrer künftigen guten Eigenschaften seyn mußte, vor ihm erschien. Weiß es nicht Jedermann, sagte ich, daß Oliven und Zeitungen, nur beim anfänglichen Drucke, reines Jungfernöhl geben, nachher aber schmieriges? So wahr es auch ist, daß diese Blätter einem dringenden Bedürfnisse unserer Zeit abhelfen, und ein großes Loch in der Literatur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es versichere? Jener aber meinte, die Deutschen wären es noch lange nicht müde, an Versprechungen zu glauben, und sie hätten dafür schon Wertheres hingegeben, als einige Gulden. Ich solle darum ganz kühn versichern, die Zeitschwingen würden sich über Alles verbreiten, was

nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Literatur und Kunst, würden auf das Anmuthigste abgehandelt, und Alles auf das Gründlichste besprochen werden. Auch wären mit allen Hauptörtern Europa's Correspondenzen eingeleitet, und der neuesten und gewissesten Nachrichten könnten die Leser versichert seyn.

Auch ist es vertragsmäßig festgesezt, daß ich mich selbst loben soll. Mir fällt dieses leichter, als jedem Andern. Ich thue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugenden seyn könne, der seine Fehler offen eingesteht? Einige meiner schriftstellerischen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich sie bekenne.

Sechs Monate lang habe ich die sogenannte Zeitung der freien Stadt Frankfurt, (man sieht, daß es der deutschen Sprache an keiner Art Biegsamkeit fehlt, und ich davon Gebrauch zu machen verstehe), Theils geschrieben, Theils abgeschrieben. Aber vor vierzehn Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen, auf die Finger geschlagen, und mir die Fortsetzung jenes Blattes untersagt. Nämlich, nicht die Zeitung, sondern ich wurde unterdrückt. Diese wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt, erstens: weil ich mich als einen geschmacklosen Uebersetzer

aus dem Französischen gezeigt, und zweitens: weil ich dem «gemeinen Wesen» jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt. Die Leser der Zeitschwingen können also leicht denken, daß ich, durch diesen Vorfall zugleich gewitzigt und, vom Witze abgeschreckt, mich künftig eines mäßigen, bescheidenen und ehrsamen Tones befleißigen werde. Mit dem gemeinen Wesen des deutschen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich beschäftigen, und mich dem Vorbilde eines frommen, polizeiergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern suchen. Ich will zwischen freisinnigen und knechtischen, zwischen herrschaftlichen und unterthänigen Meinungen die friedliche Mitte halten, und mich nur zu mediatisirten Ansichten bekennen. Zu mediatisirten? Dieses Verhältniß, wird Mancher sagen, giebt mir immer noch mehr Freiheiten, als gut ist. Ich sage es selbst.

Ich werde mich einigem Spaße ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutschen keinen Spaß verstehen. Ich habe auf meiner kurzen literarischen Laufbahn merkwürdige Erfahrungen darüber gemacht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugespitzt; wie werden Diese lachen, wie werden Jene sich ärgern, dachte ich. Aber was geschah? Jene lachten nicht, und Diese ärgerten sich nicht; und hatte ich behauptet: zwei mal zwei

sey fünf, so schalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphirten, ihre eigene Meinung so verbreitet zu finden.

Die Zeitschwingen führten bis jezt auch noch den Beinamen: des deutschen Volkes fliegende Blätter. Dieses Spottnamens geschieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutschen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürme hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch besitzt, werden täglich enger zusammengeheftet. Die schöne schweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit starken Schritten zurück. Ein großer Gelehrter studierte seine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer sagte seinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über seinem Kopfe brenne, kalt und zerstreut: «Geh er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirthschaft.» Der denkende Theil des deutschen Volkes wird sich bald wieder dem Studieren ergeben — auf dem Bauche liegt er schon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgiebt, wenn die emsigen Spritzen ihm den warmen Kopf waschen, wenn Seelenhandelsverträge geschlossen, und die deutschen Schafe an England verkauft werden, um sie abwechselnd zu scheeren

und einzuwollen — sagt er ganz gelassen: «Was gehts mich an? Ich bekümmere mich nicht um Wirthschaftsangelegenheiten; das ist die Sache meiner Regierung.» Darum fort mit fliegenden Blättern!

Gruß den Lesern!

Die großen Herren lieben es sehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anstellen, und ihnen die niedrige Handarbeit überlassen; daß wir, hoch über den Wolken, den Lauf der Sterne berechnen, und uns um den Lauf der irdischen Dinge nicht bekümmern, daß wir algebraische Aufgaben lösen, während sie den geldbaaren Vortheil einstreichen. Weil sie es wünschen, kann es nichts Gutes seyn. Wie so viele wohldenkende und verständige Menschen lassen sich hierin zum Besten haben. Die Gewaltigen im Lande donnern ihnen seit dreißig Jahren zu: «sie möchten sich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verstatteten, und unsere lieben Gelehrten werden darauf warm, vertheidigen ihre Grundsätze, und verwickeln sich um so enger in das Netz, das man über sie hergeworfen. Jene wollen es nicht anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdessen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates

wurde gepriesen, weil er die Philosophie vom Himmel herab geholt, und so ward er ein Lehrer der Menschheit. Wenn wir beglücken wollen, müssen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird gestillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geschaffen. Saatkorn für die Nachwelt, Brod für die Zeitgenossen. Nur der gute Heinrich konnte sich ohne Schwärmerei dem schönen Traume, von einer europäischen Republik und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den schönern hatte, von dem sonntäglichen Huhne im Topfe.

Ueber Grundsätze läßt sich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verstand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein System der Meteorologie läßt sich streiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn sie Kälte oder Wärme, Näße und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menschenglück verbreiten, dann müssen wir mehr des Lebens Erscheinungen als dessen Regeln besprechen. Erst an todten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt. Laßt uns der athmenden Brust Erleichterung geben.

Darum soll man (ich werde es), öfterer des Volkes Entbehrungen besprechen, als seine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsverfassungen, mehr die täglichen Erscheinungen des Bürgerlebens, wie sie im häuslichen Kreise und auf dem Markte sich zeigen, als die Grundsätze der Gesetzgebungen, und die großen politischen Verhältnisse.

Wie im Familienleben, wie in der stündlichen Noth oder Lust des Menschen, eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung sich ausspreche; dieses setze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen, so aufzuzeigen, daß es dem Verstande eines Jeden faßlich werde. Das deutsche Volk hat noch zu wenig politische Aufklärung. Es kennt den Zusammenhang nicht zwischen einer repräsentativen Verfassung und seinem Magen. Es sieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das, in dem hundertsten Folgegliede entstandene Butterbrod in den Mund steckt. Man muß es von seinen sinnlichen Wahrnehmungen, zu den obersten Grundsätzen hinauf leiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es schmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wissenschaft sich vom Leben schied, und man eine doppelte Sprache für beide Welten erlernte und gebrauchte; da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, so werde ich mich jener so viel, als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen, als gepriesen werden; Trost giebt der Himmel, von dem Menschen erwartet man Beistand.

V.

Das Testament der Zeitschwingen.

(September, 1819.)

Ein vorsichtiger Zeitungsschreiber, denkt jezt schon auf gute Surrogate, womit er seinen Lesern den Morgenthee versüßen könnte, wenn etwa eine Kontinental-Gedankensperre, dem üblichen Zucker den Eingang verwehren sollte. Er legt sich auf solide Wissenschaften. Er treibt Astronomie, mit Ausschließung der Kometen, weil diese Krieg und Noth bringen; Geographie, mit Ausschluß der Kur-Oerter, weil dort die Kongresse gehalten werden; Algebra, doch ohne plus und minus, da das zum Finanzwesen gehört; Psychologie, ohne Hofseelen-Lehre; Theologie, mit Weglassung der heiligen Allianz; Oekonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausschließlich das gerichtliche Verfahren, welches die Obliegenheit der Beamten ist; Philosophie, ohne Einschränkung; die nützliche Lehre von der Keilschrift, den Kegelschnitten, und den Wurzelwörtern der

deutschen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle Ike, nur keine Politik, weil diese allein der Regierung zukömmt. So bald jener Zustand der Dinge eintritt, werden die Zeitschwingen ihre Flügel sinken lassen, und den Namen Runkelrüben-Blätter annehmen, welches ich jezt schon verkündige, um alle Kollisionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieser Titel ist ungemein buchhändlerisch, und zieht stark.

Der Mensch muß klug seyn, und sich lieber in die Zeiten als in ein Gefängniß schicken. Es ist freilich eine betrübte Wahl. Erst gestern sagte ich mit thränenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 sanft gestorben, statt daß ich an diesem Tage erst geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichskammer-Gerichts-Kopist geworden, und hätte ein seliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jezt hoffen darf. Ist es zu bezweifeln? Hätten nicht erst meine Urenkel den Urtels-Exekutions-Gipfel der Aegyptischen Prozeß-Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher, mit dem Libellabschreiben den Grund gelegt, und hätten daher nicht vier Menschengeschlechter meine Schriften gelesen, statt daß jezt, selten mehr als vier

Menschen sie lesen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Korrektor?

Der Mensch soll bescheiden seyn, aber die Sache ist schwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es ist zu spät, die Verführung ist so groß, als die Liederlichkeit; wohin man seine Blicke wendet, ist man von Kupplerinnen und lockenden Schönen umgeben. Wir haben vom Baume des Erkenntnisses gekostet, und Gutes vom Bösen zu unterscheiden gelernt. Warum habt Ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor Euren Garten gestellt? Warum habt Ihr uns in Versuchung geführt? Was Ihr jezt thut, ist alles vergebens; Ihr mögt es versuchen — gelingt es Euch, so seyd Ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufsicht, Zensur, gemeinschaftliche Maaßregeln! Und ich sollte nicht lachen? Da liegt der Moniteur vor mir, diese Riesenblätter, dieses Buch der Könige von den Neunziger Jahren, auch von der Napoleonischen Zeit, auch von den Kosacken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geschenkt — und so was verschenkt man! Fürsten sollten ihn um Millionen kaufen, und für diese einzige Ausgabe mag geschehen, daß sie auch

ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich lese darin selten, denn es ergreift mich zu sehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken, und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für Euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht ist mir nicht bange. Auch ich bin ein vorsichtiger Runkelrübenmann, der sich auf surrogirende solide Wissenschaften legt, wie Ihr gleich sehen werdet. Mit der Psychologie beginne ich, eine angenehme Wissenschaft. Sie heißt auf Deutsch: Seelenlehre, ist unschädlich und zensurfrei, denn der Minister kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unsre arme Seele.

Was sie leidet, wie sie gemartert wird in ihrem Hause, bis sie ausgeht, das ist gar nicht zu beschreiben. Keine unglücklichere, zänkerischere, feindlichere Ehe giebt es, als die zwischen dem Körper und der Seele, und sie ist unauflöslich! Keine Gemeinschaft der Güter, nur die der Uebel ist zwischen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verschuldet, bald wird jener bestraft, für das, was diese beging. Wasser in einem Gefäße, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und schlecht geworden, man nur verschütten kann durch Zerschlagen des Gefäßes — das ist

die Seele. Ein Henkerschwert zerschlägt den guten Topf, verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht ist unsere Gerechtigkeit! Schwäche der Menschennatur — es ist nicht zu ändern; nur sollte man wissen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Lästerung.

Ist es so recht? Ein anderes Mal mehr davon, und Pfuy Politik!

VI.

Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt, am 2. December 1825.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel ver-

klärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die vornehmen, verzärtelten Geschmacks in den Pallast des hohen Albano; die Unverwöhnten

aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiße, beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Pallästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltnen Festtagen majestätisch schallt,

unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Palläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leyer, hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum lezten

Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonne-Inseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln

mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: «Ich kenne dich!» Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: «Komm, spiele mit mir!» Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: «Ich komme, mit dir zu weinen!» Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten

Herzens findet er den lezten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Zünftig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß Jeder sein eigner Gesetzgeber sey, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: « Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mit-

ten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!» Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem Einen schenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit seyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und

Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichtchen verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Be-

sitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergiebt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, sezt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus

Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über das Mahl den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes

liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die

leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt Ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt Ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist

entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

VII.

Fastenpredigt über die Eifersucht.

Das Scharlachfieber füllt im Conversations-lexicon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größen-verhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung, und den sanften Kindertod, wenn die Natur un-versöhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Man-nes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt, und die geängstigte flüchtige Empfindung, aus dem verborgensten dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod, und selbst der eigene Wunsch zu genesen, bleibt ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet, und es dem feuchten Men-schen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmie-

det, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen misgönnen, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl furchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer, muß von der Eifersucht der Frauen gesondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen, und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das alles überschwemmt, alles, was fest an ihm ist, niederreisset und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt, und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes, ist ein schmaler, reissender, tückischer Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen; sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe; er ist edel und nur der Hunger zwingt ihn seine Beute zu zerreissen. Das eifersüchtige Weib ist eine erboste Schlange, sie ist

eitel, und die Lüsternheit allein verführt sie zum Stechen. Die Erbitterung des eifersüchtigen Mannes ist gegen den geliebten Gegenstand gerichtet, und sie unterbricht seine Liebe; die des eifersüchtigen Weibes wendet sich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eifersucht macht den Mann dumm, lächerlich, und sezt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht sie geistreicher, liebenswürdiger, und sie steigert die Empfindung des Mannes. Die Eifersucht ist ein furchtbares blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtsinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuschneiden; es verlezt oft damit selbst einen geliebten Mann, um sich an seinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verschmäht dieses grausame Mittel, ob es zwar selten seinen Zweck verfehlte, würde es angewendet die schlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geständnisse zu bringen, oder selbst die nicht bestehende zu schaffen.

Die Freude ist gleichförmig, weil sie den ganzen Menschen ausfüllt. Denn jede Lust, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens sie auch einkehrt, ist nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann sich weiter führt, um im menschlichen

Herzen, dieser großen gemeinschaftlichen Werkstätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandtheile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig, denn das auflösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden. Doch einen Schmerz giebt es, der mit der Freude die schreckliche Gemeinschaft hat, daß auch er den ganzen Menschen ausfüllt, und ins Blut des Lebens verwandelt wird — es ist die Eifersucht. Wie Musik eine überirdische Lust ist, und der Mensch der sie empfindet alle Freuden aller Welten genießt, so ist die Eifersucht ein unmenschlicher Schmerz, und die Brust die sie erfüllt, fühlt die Leiden aller erschaffenen Dinge. Verschmähte Liebe ist Tod. Eifersucht ist mehr, sie ist die Furcht des Todes.

Frauen verstehen die Liebe der Männer nicht zu schäzen. Weil sie alles, worüber sie schalten können, dafür hingeben, glauben sie den vollen

Preis bezahlt zu haben. Es ist ihre ewige Täuschung, daß ihre Liebe größer sey, denn sie wähnen zu geben wenn sie empfangen. Das Weib lebt nur wenn es liebt, es findet sich erst wenn es sich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erst den Platz zu räumen. Aber die Seele des leztern ist voll und belebt und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenstand seiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle seine Sinne, seine Entwürfe, seine Hoffnungen. Seine Empfindungen sind Ströme, seine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat sein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun seine Liebe verschmäht oder verrathen, so findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er ist von allem entblößt. Wohin soll sich der Unglückliche wenden? Soll er seinen Schmerz in den Taumel der Sinne versenken — die grausamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er sich im Thun des Geistes zerstreuen? Aber er hat auch den Geist der Geliebten geopfert. Er kann sich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann sich nicht verblenden, denn seine Augen sind geschlossen.

Dem liebenden Jünglinge ist die ganze Menschheit nur eine Sache. Die Welt ist ihm leblos und entvölkert, ihre Pulse stocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört für ihn zu schlagen.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stechende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen, nur die Eifersucht hat sie nicht, und das trockne, verkohlte Auge, zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt, nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum giebt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leises körperliches Misbehagen seinen Arzt, und schon die üble Laune eines Freundes ihren Tröster, warum bleibt allein das furchtbarste aller Uebel ohne Hülfe und Beschwichtigung? Warum findet der Eifersüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eifersüchtigen drohend und verderblich ist; wo er weilt, da hausen Schlangen unter den Rosen der geselligen Freude. Der liebende Mann hat sein ganzes Daseyn auf das Herz eines Weibes gestüzt, wankt und bricht nun diese Säule unter ihm, dann stürzt er in den leeren Raum und je bedeutender er ist, je mehr Tugenden er besizt, je gewichtiger ist sein Fall, und je gefährlicher wird er Je-

dem, dem er in seinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenschwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laster, ja eine schlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil diese nur ein Glied seines Wesens verderben, und die Freundschaft, oder die Achtung, in seinen übriggebliebenen gesunden Theilen Ersatz für die Erkrankten finden. Wer aber an der Eifersucht krank liegt, dessen ganze Natur ist zerrüttet, und gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinsten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachsicht fodern, der selbst Liebe für keinen hegt, weil er die ganze Summe seines Herzens einem einzigen Wesen hingegeben hat? Seine Seele ist eine Wasserwüste; vergebens schickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, sie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Festem, Lebendigem bezeuge.

Eifersucht ist der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten stärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weise, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerstört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenspeiender Berge blühen üppige Länder.

Und giebt es Uebel, die kein Gut begleitet, so sehen wir in der Erinnerung jeder überstandenen Noth eine ähnliche Schwester der Freude. Aber die Eifersucht ist eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr ist das schreckliche Nichts. Sie macht nicht stark, nicht weise, sie bessert, sie reinigt nicht, sie erwirbt nicht fremde Liebe, sie befreit nicht von der eignen, und endet sie, so endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieser Qual wie traurig ist sie! Der Leidende fühlt sich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresstrand geworfen; das Leben ist gerettet, aber das Fahrzeug, das alle seine Güter trug, haben die Wellen verschlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum ist das zarte innig fühlende Weib, das einem Manne diesen furchtbaren Schmerz einflößt, so empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menschen, an dem Himmel und Erde zusammentreffen. Engel und Teufel vertragen sich in ihm, wie sonst nirgends. Die sanfteste, edelmüthigste Frau, besitzt von der Hölle wenigstens ein volles Kohlenbecken, und es ist keine so ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieses in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchste Würde, da ist ihre niedrigste Gemein-

heit nicht weit davon. Seht ihr ein Königliches Weib auf goldenem Throne, so hat es einen Schemel von schlechtem Holze unter seinen Füßen. Man muß sie hassen, damit man sie ja nicht liebe, sie verachten um sie nicht anzubeten, sie beherrschen um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe ist ihre Angel, die sie ernährt und ergötzt. Die großen Fische tödten, mit den kleinen spielen sie. Es giebt nichts lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfischchen in einer gläsernen Wasserglocke, ist ein erhabner Anblick dagegen. Liebe einzuflößen ist das unaufhörliche Bestreben der Weiber. Sie wünschen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber gleich Helden, suchen sie nur den Kampf und verschmähen die Beute. Nicht das Herz, das sich ihnen ergiebt, das widerstehende achten sie. Darum hat der Eifersüchtige kein Mitleid zu erwarten; er ist abgethan. Der Gleichgültige beschäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünsche; sie haben keine Thränen für die Wunden, die sie schlugen, aber sie küssen die Hand die ihnen Wunden schlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur bis der Herbst gekommen, und Eifersucht ist die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird gespalten, und die schönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterstuben mit dem Holze. Wollt Ihr Liebe er-

werben, verbergt die Euere; wollt Ihr Euch gegen Eifersucht schützen, erregt sie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn sie reissenden Thieren begegnen, werfen sie sich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen ohne ihn zu verletzen vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag Eures Herzens zurück, die Weiber küssen Euch dann, und zerfleischen Euch nicht.

VIII.

Dioptrik.

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die schönsten und stolzesten Leserinnen der Iris nicht wissen was Dioptrik bedeutet, und genöthigt sind, der Ueberlegenheit männlicher Einsicht im Stillen zu huldigen. Aus keinem andern Grunde gebrauchte ich das Wort; denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blasende Herolde und aufgeblasene Manifeste vorauszuschicken, den Krieg, mit einem Schusse, zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlseyn, um den Schlaf, das Herz, die Eßlust und den Verstand betrogen, der wird es kindisch finden, daß ich so stark tobe, da sie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einen Beleidigten, wenn er tugendhaft ist, schmerzt weniger die erlittene böse That als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigenthums liegt mir, sondern an

der allgemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.

Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgischen bestmöglichst erwärmten Saal, um die Königlichen Transparent-Gemälde zu sehen. Ich sah aber gar nichts, aus den einfachsten optischen Gründen; denn die dort aufgestellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhnischer Dame sagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht seyn: sie hatte ihr Kind auf dem Schooße — eine Frau unter einem Hute, der wenigstens 12,873 Fuß über dem mittelländischen Meere erhoben seyn mußte, denn er ragte über die Jungfrau hinaus, die 12,872 Fuß hoch ist, saß gerade vor mir, und vertheidigte die Schweizerische Freiheit, gegen mein Augennetz, worin ich sie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder schwarzen Staar verursachte, konnte ich nicht unterscheiden. Aber ich war vollkommen blind, und genöthigt im Dunkeln, anderthalb Stunden lang, aus Verzweiflung satyrisch zu seyn. Ich bedauerte sehr, daß Weiberköpfe zu den beweglichen Gütern gehörten, auf die man, wie auf Faustpfänder, nur etwas Weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek

zu verschreiben, das heißt ein liegendes Grundstück gewesen, dann hätte ich vielleicht noch einen schmalen Weg in die Alpenthäler aufgefunden. Aber so war gar nicht daran zu denken. Die schöne weibliche Himmelskugel bewegte sich unaufhörlich, und da ich stets auf die entgegengesetzte Seite ausbog, so bildeten unsere Köpfe die sich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhr-Perpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf das Kind gesezt, welches die Obscurantin auf dem Schooße hatte; ich dachte nämlich, sie würde sich oft niederbücken es zu liebkosen. Aber die weibliche Neugierde war größer als die Mutterliebe, und sie ließ nur selten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich sah also nichts von den Schweizergemälden, weder Muttertreue, noch die Stadt Luzern, noch Tell's Kapelle, noch die Petersinsel. Nur als der Mond im Dörfchen Lyß aufging, fielen einige Strahlen desselben durch die Zweige der Hutfeder, welches schauerlich war. Auch die Jakobfeuer am Brienzersee gingen mir verloren, und in meinem Verdrusse konnte ich den mörderischen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anwesenden Weiberhüte darin und brennten! Am meisten dauerten mich die vielen im Saale befindlichen Kinder unter 10 Jahren, die zwar

nur die Hälfte des Eintritts=Preises zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schaustücke sehen konnten, da sie noch tiefer im Riesenschatten der Weiberhüte saßen, als wir Erwachsene. So ging ich unbefriedigt nach Hause, und murrte sehr über das böse Geschick; doch bald mußte ich beschämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorsehung, mit Candide ausrufen: Die Welt ist doch die beste, trotz ihren dioptrischen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der seit drei Tagen so steif war wie der kuhschnappelsche Kanzley=Styl, sich wieder vollkommen frei bewegen konnte. Der Menuet, den er mit dem Federhute tanzte, hatte ihn wahrscheinlich flott gemacht. Die Heilung war gewiß ihren Gulden werth. Da aber nicht jeder der so unglücklich ist, hinter einem Federhute zu sitzen, zugleich das Glück hat einen steifen Hals zu haben, so darf ich diesem zum Schaden, nachfolgende Betrachtung nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hindernisse geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauspielen entgegensetzen, und Vorschläge gemacht wie dem Uebel abzuhelfen sey. Der beste unter den Vorschlägen war der, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden sollten. Dieses hätte allerdings seinen Vor=

theil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläser so zu schleifen und zusammenzusetzen, daß sie den männlichen Zuschauern als Perspective dienen könnten, so wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß solche Hüte sehr gebrechlich sind, und daß, wenn auch der Anstoß von Außen vermieden würde, die Bewegung, die so stark in Weiberköpfen Statt findet, dieselben leicht beschädigen könnte. Ich habe drei andere Hülfsmittel, die mir besser scheinen.

Mein erster Vorschlag, die Hutfinsternisse, welche die Frauen bei Schauspielen verursachen, künstlich zu erhellen, besteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verstatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer so leichtsinnig seyn mögen, ihre Weiber, die Komödie, diese Turn-, Fecht-, Redner- und Thränenschule, täglich einige Stunden besuchen zu lassen. Lernen auch die Guten nichts Böses darin, so lernen doch die Schlimmen das Böse geräuschlos begehen. In den Londoner Diebs-Erziehungsanstalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt sind, die Taschen zu leeren; sie müssen dies zu Stande bringen, ohne zu klingeln. Die Komödie ist ein ähnliches Institut, worin das Frauenzimmer lernt, seine kleinen Spitzbübereien ohne

Geklingel auszuführen. Wenn man sich auch immerhin auf die Treue der Weiber verlassen darf, so soll man doch nie vergessen, wie groß ihre reine Liebe zur Wissenschaft ist, die sie ohne Einmischung alles Eigennutzes beseelt, und daß sie, gleich eifrigen Jägern, am Jagen und Tödten ihre Lust finden, ob sie zwar das erlegte Wild verschmähen, es verschenken oder liegen lassen. Man sollte ihnen daher den Besuch der Schauspiele, höchstens während der ersten Scenen verstatten, wo Kammermädchen und Bedienten die Zimmer reinigen, und sich über die Herrschaft lustig machen, die noch im Bette liegt, oder während des lezten Aktes, wo alles an den Tag kömmt, und auch die listigste überführt wird. Sie würden auch mit dieser Einrichtung wahrscheinlich zufrieden seyn, da ihnen beim Theaterbesuche an der Festlichkeit des Kommens und Gehens am meisten gelegen ist.

Mein zweiter Vorschlag ist: sie sollen keine Hüte aufsetzen. Giebt es etwas Größeres als deren Geschmacklosigkeit? Außer der Kühnheit dieses zu sagen gewiß nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben so viel eckiges, geschnörkeltes, buntscheckiges, Domgewölbtes, kurz Gothisches, daß man sie für die stärksten Stützen des häuslichen Feudalwesens und der geselligen Oberlehns-

herrlichkeit der Weiber ansehen kann. Nehmt sie ihnen, und die unnatürliche Geisteigenschaft so vieler Männer wird aufhören. Es ist mit den Gesetzen der Mode, wie mit denen des Staates; jene werden für die Häßlichen, wie diese für die Ruchlosen gemacht, und die schönen Weiber wie die guten Bürger, müssen sich ihnen um der Ordnung willen mit unterwerfen. Anders läßt sich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Gesicht zu verbergen hat, mit einem solchen Regen- und Sonnenschirme zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß ist. In einem solchen Hute, mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Böschungen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur, ohne Anstrengung der Einbildungskraft, sämmtliche Theile einer Festung, Graben, Wälle, Palisaden, Bastionen, Courtinen und Schießscharten wahrnehmen. Und so angesehen, gereichen große Hüte, den Köpfen die sie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Festungswerke bekanntlich eine große Besatzung erfodern, so setzen jene diese voraus. Aber Männer setzen sie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hute ist gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz ist ein heiliges Jericho im gelobten Lande, dessen Mauern vom Schalle einstürzen. Darum liebt

auch eine taube Frau niemals, ob zwar ein tauber Mann, so wie ein stummer Mann keine Liebe einflößt, eine stumme Frau aber um so leichter. Wie ist es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieses vom hohen Hute geschützt wird? Desertirte nicht manchmal eine Locke aus der Hut-Festung, und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Oeffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, so würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojanischer Krieg, und die schöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorschlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauspiele ihre Hüte an die Wand hängten, und mit großen Buchstaben, etwa transparent im Brillantfeuer, ihre Namen darunter setzen ließen. Da man den Putz nur trägt, ihn sehen und sich beneiden zu lassen, so reichte ja schon hin, daß man die Besitzerin desselben erfahre. Ja die Weiber könnten oft gar zu Hause bleiben, und nur ihre Hüte ins Theater schicken.

IX.

Honestus.

Oscar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Mahlerkunst. Oscar war immer fröhlich, denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Lasters, doch nie beschmuzte er sein Herz und dann geschah, daß er den Verworfenen, auf eine kurze Stunde, den Schmerz und die Lust der Reue wieder gab, und über dämmernde Wangen flammte das düstere Abendroth der Tugend noch einmal auf. Oft stürmte Oscar zu seinen Freunden, und rief: Kommt, Brüder! laßt uns trinken! Sie eilten in ein Zechhaus: duftende Speisen, köstliche Weine wurden aufgetragen; aber Oscar genoß mäßig aus der Schüssel, und nippte nur am Glase — der Becher seines Lebens, war mit glühendem, schäumendem Blute, bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegossen, machte ihn überströmen. Eines Tages eilte Oscar zur italienischen Oper, Mozarts Don Giovanni zu sehen. Das Haus

war noch geschlossen, und die wartende Menge war groß. Oscar mischte sich in das Gedränge, und zog einen Thaler aus der Tasche, um, wenn die Casse geöffnet würde, gleich bereit zu seyn. Es stieß ihn einer an, das Geldstück entfiel seinen Händen, und rollte weit über die Gasse weg. Er suchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran, und überreichte ihm das verlorene Geldstück. — Behaltet es, ehrlicher Alter — sprach Oscar — für euere Mühe. — Meine Mühe war klein, erwiederte dieser; es ist zu viel. — Nicht für mich, erwiederte Oscar. — Doch er war nicht reich, und schnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umstehenden über die List seines Herzens ertappe. Oscar wohnte in einem weit entfernten Theile der Stadt, und mit starken Schritten, kehrte er nach Hause zurück. Als er dort ankam, sah er den alten Bettler vor der Thüre stehen, der ihm entgegen rief: Ihr seyd sehr schnell, junger Herr! — Und Ihr noch schneller! erwiederte Oscar. — Was mich betrifft, sprach der Alte lachend, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren. — Oscar sah ihn verwundert an . . . doch — sagte er — wohl bekomm euch, Alter, die Bequemlichkeit! Er wollte in sein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. — Ihr müßt nicht so

schnell von mir eilen, Ihr dürft nicht schlimm von mir denken, daß ich mir von eurer Wohlthat habe etwas zu Gute gethan. Glaubt Ihr, Betteln sey leicht? Versucht es einmal. Geben ist schwer, nehmen ist noch schwerer; aber am schwersten ist fordern. Oft wenn ich einen reichen Lüstling, den ich mit dieser Krücke den hohlen Schädel einschlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich, welch' eine sauere Mühe das Betteln ist! Gestern sah ich in der Abenddämmerung, einen Mann in seinen Mantel gehüllt, aus dem Hause eines ehrlichen Bürgers kommen, dessen Tochter er verführt. N'oubliez — pas le garçon! flüsterte ich ihm zu, und streckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Bösewicht lachte, und gab mir ein Goldstück. Ach, das Betteln ist schwer! Wie manchmal habe ich mir schon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit ist eine verführerische Gebieterin; auch die Qual des Kerkers, vermag sie in verzärtelnde Lust umzuwandeln.

Oscar stand mit verschränkten Armen vor dem Bettler. — Ihr sprecht sehr klug, Alter; Ihr habt euch gut geübt. Nun, schlaft wohl! — Nein, junger Herr, Ihr sollt noch nicht gehen.

Ihr habt euch einen Zeitvertreib machen wollen, und habt euer Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend ist lang, kommt mit mir; ich will euch schöne Geschichten erzählen. Seht Ihr dort das Haus, mit dem Schilde: au gagne petit? Dort wohne ich. — Ich sehe das Schild, sprach Oscar, aber nicht was Ihr im Schilde führt! — Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht selbst, wie alt und schwach ich bin? — Weil Ihr alt und schwach seyd, darum fürchte ich euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen. — Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an sein Haus, dessen Thüre sich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie stiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oscar sah sich mit Verwunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfnissen wohlhabender Leute versehen war. — Sie haben es gut, armer Herr, sagte Oscar. — So, so! erwiederte der Bettler. Aber nichts gestohlen, alles ehrlich zusammengebettelt, und nebenbei — sagte er leise und lächelnd hinzu — zaubere ich auch etwas. — Wahrhaftig? fragte Oscar lachend. Ei, laßt mich doch von euren Zauberkünsten einiges sehen. — Ist es euer Ernst, junger Herr? Wollt Ihr Beweise? Traut Ihr euren Sinnen? Nein! rief

der Jüngling mit Hast. Ich traue meinen Sinnen nicht, sie betrügen, denn sie werden betrogen, sucht euch einen andern für eure Gaukelkünste! — Nun, nun, seyd nur nicht gleich so wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken. — Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaschen Wein zurück. — Ihr habt es gut vor, Alter! sprach Oscar. — Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie sind alle für euch, und vielleicht reichen sie nicht; doch ich habe noch mehr. — Der Alte schenkte ein. Oscar's Blicke waren fest gebannt auf das Glas. Wie geschmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen, perlte, blinkte, und lockte ein schönes Mädchenauge. Oscar, leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer rascher trank Oscar, immer schneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut stürzte wüthend durch die Adern, sein Herz pochte laut, seine Lippen bebten. — « Graukopf, dein Wein ist gut! » Nicht wahr, mein Bübchen? Er ist am Indus gekocht, und ich habe noch bessern. Her damit, lustiger Krüppel! — Geduld noch ein Weilchen, ich will dir erst meine schönen Sachen zeigen. —

Ein Vorhang rauschte empor, und über den taumelnden Oscar wölbte sich ein crystallener Saal, der im Wiederschein tausend unsichtbarer Kerzen

leuchtete. Was der dunkele Schoos der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menschen kunstreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelsteine bedeckten den Boden; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher; an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitscherten und sangen, und hüpften auf goldenen Stäben hin und her. Oscar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz seine dürstenden Blicke an, bald senkten sich die trunkenen, müde zur Erde hinab. Da rief eine heisere Stimme: nimm mich, nimm mich. Oscar sah hin, und gewahrte einen Staar, von dessen Halse an einem seidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhing. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin schmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog dieses Kleinod Oscars Blicke an. Nimm mich! Nimm mich! rief der Staar. Alter! sprach Oscar, dieses Dreieck müßt Ihr mir geben. — Ihr seyd nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche. — Guter Alter laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja so viel. — Nein, Herr, wählt euch was Ihr wollt, nur dieses nicht. — Nimm mich! nimm mich! rief immer heiserer der Staar. Oscar streckte seine Hand nach dem

Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oscar stieß ihn zurück; der Alte hob drohend seine Krücke auf. Der Jüngling stürzte den Greis zu Boden, der mit seiner lezten Kraft sich sträubte. Nimm mich! nimm mich! krisch der Staar. Da zischte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oscar's Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn, und stieß ihn dem Alten in die Brust, der ohne Laut, leblos zu Boden sank. Nimm mich! nimm mich! rief der Staar schneller und schneller. Oscar löste das Dreieck vom Bande, und suchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: Nimm mich auch! nimm mich auch! Oscar sah zurück, und begegnete den gebrochenen Augen des Greises. Da rieselte Entsetzen von den Gliedern des Jünglings; Todesbläße bedeckte ihn, seine Knie schlotterten und brachen zusammen. Mörder! Mörder! heulten tausend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oscar; er zog den Dolch aus der Brust des Todten, und zückte nach seinem eigenen Herzen. Er fühlte seinen Arm zurückgehalten. Der Greis stand vor ihm; aber ohne Krücken. Ein schneeweißes Gewand floß von seinen Schultern, ein langer Bart wallte über seine Brust herab. — Oscar! sprach er lächelnd, deinen Sinnen wolltest du nicht trauen,

doch deinem Herzen trautest du wohl? Edler Jüngling, du hast dich berauscht, du hast geraubt, du hast gemordet — glaubst du nun, daß ich zaubern kann? — Oscar von Beschämung und Ehrfurcht niedergedrückt, sank zu den Füßen des Alten. — Vergieb mein Vater! — Stehe auf, mein Sohn! du hast nichts begangen; nur im Traume warst du ein Missethäter. — O mein Vater, zaubere diesen Glanz vor meinen Blicken weg, der mir die schauerlichen Abgründe meines Herzens zeigte! — Der Alte winkte, der Saal verschwand, und Oscar sah sich wieder im freundlichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn verführt, lag vor seinen Augen auf dem Tische. — Bann auch dieses weg! flehte Oscar. — Der Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte sich in einen Blumenstraus. Der Diamant ward zur Lilie, der Saphir zum Veilchen, der Rubin zur Tulpe. — Nimm diese Blumen, Oscar, sprach der Greis. Unschuld ist die Lilie, Demuth das Veilchen, Gesundheit die Tulpe. Warte die Tulpe nur; so lange sie blüht, blühen auch die Andern. Gesundheit ist das Gefäß jeder Tugend; mangelt dir dieses, kannst du keine fassen. Erfahre jezt, mein Sohn, wer ich bin. Geister die mich begreifen, nennen mich den Zauberer Honestus; gewöhnkichen Menschen, bin ich auch ein ge-

wöhnlicher Mensch. Schon zweitausend Jahre wandle ich über der Erde, und suche die Tugend. Ich habe sie oft gefunden, aber weit von ihr das Glück. Und das schmerzte mich in der tiefsten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechtern, welche die Tugend eine Bettlerin schalten. Da wurdest du unter einem schönen Gestirne geboren, und ich wachte über deine Tage und deine Wege. Du bist gut Oscar, und du bist froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann dir nicht mehr verleihen; aber kleiden will ich deine Tugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert, und die Spötter gedemüthigt werden. Nimm diese Pergamente Oscar. Weisheit steht auf dem einen geschrieben, Reichthum auf dem andern, Macht auf dem dritten. Eines darfst du wählen; die übrigen wirf von dir. — Oscar's lustzitternde Hand, faßte die Pergamente und das Herz schwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei schalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerst hervor; und schon zuckte seine Hand, die andern Pergamente wegzuwerfen, da hielt ihn der gute Geist zurück, und er besann sich. — Ist Weisheit begehren, nicht auch eine Habsucht, die an Sättigung stirbt, oder an Hunger kränkelt? Wird sie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir

mehr geworden, als andern, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo Andere Blumengärten sahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde, noch enger machen? Soll ich die Zahl derer die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht schon einsam genug? Nein! Weisheit ist ein tückisches Geschenk erzürnter Götter. Fort von mir! Oscar warf die Weisheit von sich weg. Honestus, drückte gerührt den Jüngling an seine Brust, und sprach zu ihm: den schwersten Kampf hast du bestanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für deine Wahl. — Jezt nahm Oscar den Reichthum, lächelte und ließ ihn gelassen zu seinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. Eine Welt beherrschen! Millionen Menschen beglücken! Millionen Herzen sich gewinnen! Die Guten belohnen, die Bösen züchtigen! Ja, schön ist die Macht, schön wie eine Rose. Doch ihre Dornen! Und unter der Rose lauscht die Schlange Schmeichelei. Wer noch hat den Scepter geführt? er führt die Hand. Ich vermag nicht besser zu seyn als Andere; nur eins vermag ich mehr — die Krone verschmähen . . . und Oscar warf die Krone weg. — Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunsch. — Der Greis sprach streng und ernst zum Jüng-

ling: wie, Oscar? Bist du glücklich, daß du es bist? Bist du zufrieden, daß du nichts wünschest? Ist Oscar allein auf dieser Erde? — der Jüngling erröthete. Und sie kamen alle herbei die seinem Herzen theuer waren. Sein Vater und seine Mutter zuerst, dann Bruder und Schwester, dann die Freundin, dann der Freund; zu diesem gesellte sich ein Anderer, und noch einer. Und immer größer war die Schaar, und immer höher schwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward seine Brust, bis sie die ganze Menschheit umschloß. — Was wählst du für Andere? fragte Honestus. — O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach alle Menschen glücklich! Honestus lächelte. Was du begehrst, Oscar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich. — Oscar sank zu den Füßen des Greises, und hob flehend seine Hände auf. So mache sie tugendhaft, daß sie glücklich werden! Mache die Menschen alle gut, mache sie alle glücklich! — Honestus erbleichte, und sprach mit leiser, bebender Stimme: fordere das nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht versagen, doch fordere es nicht! Sünde ist Fäulniß, und Fäulniß ist die Quelle des Lebens. — Aber Oscar, im Rausche seiner Menschenliebe, vernahm die Worte des Greises nicht. Er umklammerte seine Knie, und

flehte unter heißen Thränen: o mächtiger Vater, gieb den Menschen die Tugend, gieb ihnen das Glück. — Fordere es dreimal Oscar! — Und dreimal wiederholte der Jüngling seine Bitte. — Es sey! Bald schlägt die Stunde der Mitternacht; in diese Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oscar!

Die Mitternachtsstunde schlug. Honestus streckte seinen Zauberstab nach Ost und West und Nord und Süd, und sprach geheimnißvolle Worte. Von dem Himmel herab säuselten süße Harfentöne; von der Erde herauf, schallte ein gräßliches Gelächter. Oscar, zwischen Entzücken und Entsetzen geklemmt, fragte: woher das fürchterliche Lachen? — Still, mein Sohn! erwiederte der Greis mit leiser Stimme, das ist der Geist der Schadenfreude, reiz ihn nicht. Ueber diesen habe ich keine Gewalt. Komm' in's Freie, daß wir unser Werk betrachten. — Sie traten hinaus; es war eine stille feierliche Nacht, und Oscar trug den frommen Blick zum gestirnten Himmel empor. Gerührt sprach der Greis: labe dich noch einmal an dieser süßen Nacht; sie ist die lezte dieser Erde. Nacht ist Sünde, und die Sonne wird nie mehr untergehen. — Sie kamen in eine düstere Gasse, und sahen eine Leiter an einem Hause gelehnt,

und einen Mann hinaufsteigen, der sich schüchtern umsah. Läßt du es geschehen? fragte Oscar; vielleicht mordet er den sorglosen Schläfer. — Sey ruhig, mein Sohn. Der Diebstahl war schon vollbracht, die Mitternachtsstunde gab dem Bösewicht die Tugend zurück, und er bringt das gestohlene Gut wieder hinauf. — Honestus ging mit dem frohen Jüngling weiter; überall eindringend, alles sehend, nirgends sichtbar. — Welche Stimmen sind es, die dort weinen, in jenem großen Gebäude? — Es sind Räuber und Mörder im Gefängnisse; sie beten. — Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein schönes Weib, lag mit aufgelösten Haaren, auf den Knien vor der Wiege ihres Kindes, und küßte das schlummernde Kind, und weinte über ihm. Unter der Thüre stand ein Mann, der streckte erröthend seine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen. — Wer sind diese, Honestus? — Dort der Mann ist der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib seines Freundes gerufen. Mein Zauberstab war schnell; die Reue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das sie am Vater begangen, und der Verführer scheidet weinend von der schönen Sünde. — Sie kamen auf einen großen

Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häusern, stürzten Tausende von Menschen; und Soldaten eilten herbei, Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten, Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt und Waffengetöse, Geschrei und Verwirrung überall. — Was ist geschehen? fragte Oscar. — Die aus den Häusern dort kamen, das sind Spieler, Gauner, Liederliche und Späher, die der Zauber der Tugend, aus ihrer Verborgenheit gescheucht. Und die Macht, der Tugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Schaaren ausgesendet, dem Uebermuthe zu begegnen.

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren rasselte über die Gasse, kein Bauer schrie, kein Hammerschlag ertönte, und der Markt blieb leer. — Warum diese Stille, Honestus? — Die Menschen haben keine falsche Begierden mehr, sie sind genügsam und ruhen. — Vor dem Hause eines Bäckers standen jammernde Menschen, die vergebens um Geld Brod verlangten. Das Brod war all schon unentgeldlich an Nothleidende vertheilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — Wer sind diese Unglücklichen, Honestus? — Das sind Spione, die lieber Hunger starben, als sich länger mit Schande füttern wollten. — Sie kamen vor den

Pallast des Königs, der nicht bewacht war. Der König fürchtete keinen mehr, seit ihn keiner mehr fürchtete. Sie traten in den Vorsaal, wo sich die Höflinge versammelten, und sie sahen nasse Augen. Ein Greis warf sich jammernd zu den Füßen eines Jünglings, und sprach: vergieb mir, ich habe dich verläumdet! Sie traten in den Königssaal. Der König saß auf seinem Throne, und ein Weib stürzte kreischend durch die Menge, warf sich nieder, und rief: halte dein Schwerdt zurück, er ist unschuldig! Und des Königs Vertrauter erbleichte, und sprach: ich auch o Herr habe dich betrogen. Und der König stieg weinend von seinem Throne herab.

Honestus und der erschütterte Oscar eilten aus dem Pallaste. Sie gingen den Strom entlang; da stießen sie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oscar wandte sein bleiches Antlitz weg. Die Unglückliche! sprach Honestus. Die geflüchtete Nacht hat ihre Unschuld geraubt, und verzweifelt über den Verlust ihrer schönsten Habe, suchte sie den Tod in den Wellen. — Sie kamen zur Brücke. Dort stand ein hoher, bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Fluth. Und er war so jammervoll; doch sein Auge war trocken. Oscar fühlte sich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. — Wer

ist dieser Jüngling, mein Vater? — Fort, fort! schrie Honestus mit der Stimme des Entsetzens, und weine, Oscar, daß du ein Mensch geworden! — O weile mein Vater; sprich, wer ist dieser leidende Jüngling? — Tritt näher Oscar! Sieh diese Wangen, wie bleich sie sind! Einst hatte er sie purpurroth, und sie wurden nur blaß, wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh diese Arme, wie mager und schlaff sie sind! Einst waren sie stark und gestählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieses ausgebrannte Auge hinab! Einst leuchtete es, vom Himmel selbst angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach er war so fest und gut; aber wer ist dem Verführer zu fest und zu gut? Die schlauen Werber der Macht kamen hinter ihn, ihn zu verderben. Was im schuldlosen Spiele schädliches, was im Weine Betäubendes, was in der Liebe Giftiges ist, mischten sie in seine gesunde Seele. Da gab er sich hin um schnödes Gold, und um schnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtsinn, von Leichtsinn zur Falschheit, von Falschheit zu Verbrechen. Dieses Ohr, sonst nur der Stimme der Tugend geöffnet, schlich diebisch umher, ein unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieses Auge, sonst nur Liebesblicke wechselnd, suchte die dun-

keln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorglosen. Diese Zunge die sonst nur Liebe und Freundschaft sang, ward eine Natter und stach. Da verrieth er den treuen Freund, der gestern auf dem Blutgerüste starb. Des Bethörten lezten Kuß, empfing der Verräther, und: räche mich! lispelte der Verurtheilte ihm ins Ohr. Der Teufel sah ihm hohnlächelnd nach, und schwelgte am Abende vom Lohne seiner Sünde. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oscar, deiner Bitte geschenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer . . . ich räche dich! schrie er in Verzweiflung, und stürzte zur Brücke. Seit Mitternacht, sucht der Jammervolle den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden, und sucht ihn wieder. — Der blasse Jüngling sah jezt starrer hinab in die Fluth. — Halt ihn zurück, Honestus, rief der schaudernde Oscar; es ist zu fürchterlich, mit solcher Schuld vor den Richter treten. — Oscar! sprach der Zauberer, hier endet meine Macht. Die Sünde ist von ihm gewichen, die Reue ist zu ihm gekommen; was er verschuldet, will er büßen. — Oscar stürzte jammernd vor dem Zauberer nieder. So gieb ihm die Sünde zurück, und nimm

ihm die Reue! Gieb den Menschen allen ihre Begierden wieder! Gieb ihnen ihre Laster zurück! Gieb allen Menschen alle ihre Sünden wieder!

— Er erwachte . . . sie hatten sie wieder.

X.

Die Freiheit der Presse in Bayern.

(1818.)

In dem Gange der Natur und der Geschichte ist nicht zu unterscheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel sey; alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu sich selbst zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menschengeschlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geist der Zeit. Die unsere ist bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft anders zu gestalten, und sie strebt vor allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrschers dadurch zu sichern, daß sie die Fürsten der berathenden und gesetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widersezt sich vergebens dem starken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung die unbesiegbar ist, und welcher das stehende Heer der Regierungsgedanken früher oder später unterliegen muß.

Alleinherrschaft kann nur bestehen, so lange das Volk in Stände zerfällt, welche, in einer unwandelbaren Ordnung über einander gebaut, die festen Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Diese dauern nur so lange, als Familien und Körperschaften sich an Macht und Reichthum einander überragen, und Macht und Reichthum, sei es als erworbener oder als ererbter Besitz, folgen allein der Geistesthätigkeit. So bald, wie in unserer Zeit, die Bildung des Geistes sich durch die ganze Gesellschaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Ansprüche auf den Genuß des Lebens, höher und allgemeiner geworden sind — und ein Wunsch ist schon der halbe Besitz — so bald eine solche Gleichheit eingetreten ist; da kann auch die Vorherrschaft irgend eines Standes nicht länger mehr bestehen, und nur, mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das ist der Geist des Misbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten aber zu achten ist. Ihn abläugnen, bedrohen oder schelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und versöhnen. Das Mittel hierzu ist einfach und alleinig.

Reichthum und Macht sind beschränkt in ihrem Maaße; es kann nicht jeder alles haben; das erkennt auch der einfältigste und eigensüch-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

tigste Mensch. Aber es bedarf auch nicht des Besitzes eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beschwichtigen, sondern nur der ungehinderten Freiheit darnach zu streben. Es ist eine große Lehre der Regierungskunst der Menschen: hoffnungslose Bürger sind gefährlich, denn sie sind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit welche Thronen erschütterten, hatten wie Erdbeben in starken Trieben und Kräften ihren Ursprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen sie eingeschlossen waren, sich zu befreien suchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, daß Jeder wie ein Baum festgewurzelt stand, von Geschlecht zu Geschlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen, und auf der Stelle wo er zur Welt kam, auch sein Grab finden sollte. Dem Adlergeiste wurden die Flügel beschnitten, daß er sich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringschätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng; nur immer Einer konnte nach dem Preise des Zieles rennen, der zufällig vordere, konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunsch nach Veränderung des Besitzes der Lebensgüter mußte alle beseelen, so bald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen

hatten, die Erfüllung dieses Wunsches sich als möglich zeigte.

Um die Fürsten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiste des Misvergnügens und der Habsucht entspringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menschen die lang verschlossene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geisteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieses kann nur geschehen, durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen, in volksvertretenden Versammlungen, und der schriftlichen durch die Presse. Auf diese Weise bildet sich eine sittliche Demokratie, wodurch die Entstehung der so gefährlichen unheilbringenden numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält viele ab, diese Absicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingestehen, während die Sünder, weil sie solche sind, heucheln müssen.

Die öffentliche Meinung ist der bestehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um so nöthiger. Die öffentliche Meinung ist ein See der, wenn man ihn dämmt und aufhält, so lange steigt bis er schäumend über seine Schranken stürzt, das Land überschwemmt, und alles mit sich fortreißt.

Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben ist, da zertheilt er sich in tausend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die friedlich durch das Land strömend, es bewässern und befruchten. Die Regierungen welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten die sie verbreiten ihnen lästig sind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuschließen, um nicht gesehen zu werden. Fruchtloses Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug, nicht minder als diese selbst im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Tagesschriften sind, ist der deutsche Rubikon, an welchem die Herrschsucht weilen und sinnen mag, ob sie ihn überschreiten, und das theuere Vaterland, und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob sie sich selbst besiegen und abstehen soll. Cäsar's Schatten zeigt warnend nach der Bildsäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutschen Bundesfürsten, man weiß es, sind jezt ernst darauf bedacht, ein gemeinschaftliches Preßgesetz für alle deutsche Staaten auszusinnen. Der Tag der es uns

bringt, wird ein großer Tag der Weltgeschichte seyn, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr gesagt, oder ob der, wegen seiner Blutschuld wild umhergetriebene Geist, endlich, um der Tugenden seiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe seiner Asche fand.

Gleichförmig soll dieses Gesetz seyn, und das ist wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker sich befreunden, so lange ihre Köpfe auseinander stehen? Zur Erhebung gehört eine Geisteskraft welche die Gunst der blinden Natur vertheilt; aber die Tugend der Herablassung vermag sich jeder anzueignen. Oestreich und Weimar, Würtemberg und Baiern, Nassau und Frankfurt haben verschieden gestaltete Preßgesetze. Diese sollen alle in dem Bette des Procrustes sich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die schmerzlichste achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieses hat Bayern kund gethan, indem es in seinem neuen Preßgesetze, nur Schutz gegen die Gefahr der Verstümmelung gesucht hat.

Man kann sich die traurige Betrachtung nicht aus dem Sinne schlagen, daß Bayern wohl unterrichtet gewesen seyn müsse, von den schon im Stillen gereiften Beschlüssen, welche die Bundesversammlung über die Freiheit der Presse fassen

werde, und daß es in seine eigne Gesetzgebung nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorstehenden allgemeinen Anordnung im Widerspruche stünde. Darum eile jeder der sein Vaterland liebt, auszusprechen, was er für die Freiheit der Presse wünscht und fürchtet. In wenigen Wochen ist vielleicht jede Klage straffällig und fruchtlos. Wir müssen denken, es stünde unserem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten schnell, ehe die Thore geschlossen werden, noch einmal im freien Felde frische Luft einathmen.

Das Bayerische Edikt über die Freiheit der Presse, verläugnet standhaft seinen eignen Namen; denn von Freiheit ist darin nirgends, sondern überall nur von Beschränkung die Rede. Es ist, was in der Würtembergischen Verordnung geschehen, durchaus nicht bestimmt worden, wie und über welche Gegenstände man frei seine Meinung äussern dürfe, so daß es ganz der Willkühr überlassen bleibt, abzuurtheilen, was in einer Schrift erlaubtes oder verbotenes enthalten sey. Die für Bücher bewilligte Zensurfreiheit kann nicht als eine ernste Huldigung unserer Zeit angesehen werden, denn diese hat, Oestreich ausgenommen, schon früher in ganz Deutschland bestanden. Aber auch über der einzigen freund-

lichen Stelle des Edikts schwebt etwas Schwüles, das uns ängstlich macht, nämlich die Bemerkung: daß Verfasser, Buchhändler und Drucker, ihre Schriften keiner Zensur zu unterwerfen hätten, «wenn sie nicht allenfalls bei kostbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, selbst darum nachsuchen wollen.» Es ist so leicht furchtsame Menschen zu ängstigen, daß solche Einladungen zu einer freiwilligen Zensur von Erfolg seyn müssen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche den Ruhm und den Eifer des Schriftstellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf diese Art könnte eine freiwillige Sklaverei der Presse herbeigeführt werden, die, weil sie verdient, um so verderblicher wäre. Ist endlich diese für Bücher bewilligte Zensurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Lesebibliothek-Inhaber, und Vorsteher der Lese-Institute, bei einer großen Geldstrafe verpflichtet sind, ihre Katalogen der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufsicht sie im Allgemeinen gesezt sind, zu übergeben, welches nur eine Zensur unter einer andern Form ist? Die Vorschrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufsicht untergeord-

net sind, ist an Strenge ohne Beispiel in Deutschland.

Und selbst von dieser trügerischen Freiheit sind alle politische Zeitungen und periodische Schriften politischen oder statistischen Inhalts ausgenommen. Diese sollen einer dafür angeordneten Zensur unterworfen bleiben.

Wenn die Zensur der Zeitschriften sich darauf beschränkte, nur solche Aeusserungen zu unterdrücken, die, würden sie verbreitet, den Verfasser nach den Gesetzen strafbar machten, dann wäre sie vielleicht zu dulden. Aber sie begnügt sich damit nicht, sie schreitet Stunden lang vor dem Gesetze her und macht Staub um ihm Platz zu machen. Also ist sie verdammlich, denn sie verbietet, was, ist es einmal geschehen, die Gesetze nicht bestrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben ist, da beraubt sich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmisbräuche zu erlangen, welche die Beamten verschulden. Sie beraubt sich des Vortheils, den sie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter solchen Verhältnissen, in den Zeitschriften noch so viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene

Stimmen die Sachen der Regierung aus eignem Antriebe verfechten, so wird sich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten lassen, sondern überall die Bauchrednerei der Minister zu hören glauben, welche ihre eigne Meinung mit verschiedenen nachgeahmten fremden Stimmen aussprechen.

Preßfreiheit ist ein bedeutungsloser Schall, wenn die Zeitschriften von ihr ausgenommen sind. Will man der öffentlichen Meinung ernstlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, so muß ein freies Urtheil über Gesetzgebung und Gesetzgeber, das sich ausspricht ehe noch die Gesetze unabänderlich geworden sind, verstattet werden. Dieses stets geharnischte Wort muß aber täglich die Runde machen, und alle Posten und Schildwachen der Staatsverwaltung untersuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem schwerfälligen Buche langsam umherreist, dann kömmt es zu spät, und sein Thun ist fruchtlos.

Die Bestimmung des Bayerischen Edikts, daß periodische Schriften, selbst blos statistischen Inhalts, einer Zensur unterworfen sind, enthält einen Zusatz von Beschränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen den die Gesetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung so zu regeln, daß

sie mit ihren Anordnungen im Einklang stehe, es liegt dieses im Begriffe der Alleinherrschaft; sie mag daher den Tadel bestehender Einrichtungen untersagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Presse, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch statistische Nachrichten ohne Zensur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht seine Meinung über Thatsachen zu äussern, sondern auch die Kenntniß dieser Thatsachen selbst entzogen werden, und alle Staatsverhältnisse zu Kabinetsgeheimnissen gemacht werden sollen; so bedauert man schmerzlich die unabänderlichen Verhältnisse, welche die sonst so freisinnige Bayerische Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das sie in der Ausübung wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Gesetze zu erheben, und der Nachkommenschaft als ein schönes Recht zu überliefern.

In dem Würtembergischen Gesetze über die Preßfreiheit, sind die von den Landständen veranstalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckschriften aller Zensur ausdrücklich entzogen worden. Das Bayerische Edikt hat diese Bestimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der Bayerischen Stände, wird

man, es ist dafür gesorgt, die ausgesuchteste Gesellschaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volks kommen.

Gegen die Vorschrift, daß Staatsdiener nichts von dem was ihr Geschäftskreis sie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, ist nichts einzuwenden. Es ist dieses ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemessen. Nur sollten Männer denen solche Pflichten aufliegen nicht Staatsdiener sondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüssig wäre eine Rüge dessen, was in dem Bayerischen Gesetze wegen der Untersuchung und Bestrafung der Preßvergehen bestimmt worden ist. Diese seine Schwäche ist nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfassung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feste Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geschwornengericht, diese einzige Bürgschaft eines über Leidenschaften und Schwachsinn erhabenen Richterspruchs, ist im Allgemeinen versagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verstatten können? In der Untersuchung der Preßvergehen

ist der Polizei und den andern verwaltenden Behörden, ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigensucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter sind die Nämlichen. Die Beamten welche, zwischen Fürst und Volk in der Mitte stehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwischen beiden entstehen zu lassen, und darum die öffentliche Meinung, diese erhabene Sonne und unbestochene Wächterin, die alles an den Tag bringt, hassen und verfolgen, diese nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und strafen sie zugleich.

So wäre denn das deutsche Volk abermals in seinen Hoffnungen getäuscht worden, und dessen biedere Fürsten hätten ihren schwer erworbenen Gewinnst aus dieser geschäftigen Zeit, dem Vortheile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

XI.

Die Meneen.

Es ist sehr betrübt, daß sich die gebildeten Stände so wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntschaft mit demselben ist so groß, daß nur wenige Leser wissen dürften, was Meneen bedeute, und daß die Meisten glauben möchten, es werde ihnen unter dieser Ueberschrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, selbst nachdem sie diese gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, sie hätten einen Roman gelesen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit schelten, dürfen wir uns über diese Unwissenheit wundern? Nein, es ist nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten so ungelehrig sind. Die deutsche Gelehrsamkeit hat eine Sprache, die sehr unverständlich ist, und die verständlich zu machen, man sich so wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden übersezt, aber eine Uebersetzung aus dem Deutschen in's Deutliche, suchen wir

vergebens. Ich trete mit einem ersten Versuche hierin schüchtern hervor, und ich bitte um Nachsicht. Ich will die Leser des Morgenblattes mit einer Abhandlung über den Mond, in einer getreuen Uebersetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erstaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfasser ist der Herr Professor Franz von Paula Gruithuisen in München, und sie stand vor einiger Zeit, in Nasse's Zeitschrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond, in eine Zeitschrift für die Anthropologie gerathen; doch er lese sie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müssen, daß Herr von Gruithuisen, einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung ist bezeichnet: «Philosophische Reflexionen über die naturgesetzlichen Mutabilitätsverhältnisse verständiger Wesen auf dem Monde.» Das heißt: Philosophische Betrachtungen über die verständigen Wesen auf dem Monde, und wie sie nach den Naturgesetzen waren, sind, und seyn werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich bemerken, daß ich die Ansichten des gelehrten Herrn Verfassers nicht immer theile. Ich darf mir schmeicheln, mit dem Monde

gut bekannt zu seyn, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigen Erstaunen betrachtet, ich habe manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuisen entgangen, ich habe manches anders gesehen, als er. Indem ich daher, ihm für seine vielen, wichtigen, und neuen Entdeckungen, die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einigen Puncten zu berichtigen, oder zu ergänzen. Doch werde ich dieses immer mit der gehörigen Bescheidenheit thun, und ich werde ein nachahmungswürdiges Beispiel von derjenigen Artigkeit aufstellen, die deutsche Gelehrte immer gegen einander beobachten sollten.

Herr von Gruithuisen beginnt mit den Worten: «Was ich hier vorzutragen Willens bin, ist eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht.» Die Europäischen Gelehrten mögen diese herrlichen Worte lesen und wieder lesen, und sich schämen und wieder schämen. Während sie so oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären — was thut Herr von Gruithuisen? Gerade das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend

machen! Seltene Bescheidenheit und die zu bewundern wäre, würde sie nicht von der größern, welche folgt, überhoben und verdunkelt. Herr v. Gruithuisen bemerkt, nämlich ferner: So gewiß er auch seiner Sache sey, denn er habe sein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforscht und Versuche angestellt, so hoffe er doch nur Solchen seine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Gesinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuisen theilt also nicht die kecke Zuversicht anderer Schriftsteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leser zu ihrer Meinung herüber zu führen; er weiß vielmehr, daß er dieses nicht vermag und daß er nur solchen Lesern seine Gesinnung einflößen werde, welche diese Gesinnung schon früher gehabt. Aber auf diese Gleichgesinnten baut Herr von Gruithuisen fest; für diese, sagt er, werde seine Mondgeschichte, mit der von Moses vorgetragenen Genesis, gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Puncten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeschichte weiter zurückgehe, von Moses ab; doch in andern Puncten stimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moses, den Lesern keine Langeweile zu machen, sich wie Moses kurz fassen.

Welches war der Urstand der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes und der Erde im Besondern? Die Frage ist etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löscht sie die alten klassischen Handschriften der Schöpfung aus, um neue Werke darüber zu schreiben — so ahmen die Gelehrten, dem Bibliothekar May in Rom nach: sie kratzen die neuen Handschriften wieder ab, um die alten Verloschenen darunter zu lesen. Herr von Gruithuisen sagt: die Entstehung eines großen unorganischen Körpers, werde nur dadurch möglich, daß er durch Ansammlung von außen sich bilde. Es habe sich den Naturforschern unserer Zeit mit einer eisernen Gewalt, die Ansicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper die Ergebniß eines Niederschlags aus dem Aether seyen, und daß man sich den Akt dieser Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweise die neue Lehre vom Sonnenstaube und die ältere von den Meteormassen, als kosmischer Körper. Wir wollen uns von keiner eisernen Gewalt abschrecken lassen, sondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, so stimme ich mit den Herrn Naturforschern nicht darin überein, daß die großen unorganischen Körper,

durch Ansetzung von außen entstünden. Nicht etwa als läugnete ich den Niederschlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganischen Körper diesem Niederschlage ihr Daseyn zu verdanken haben; ich sehe und erkenne nirgends in der Natur unorganische Körper. Der Mensch nennt diejenigen Wesen unorganisch die zu weit unter, oder zu hoch über ihm stehen, zu welchen er mit seinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber alles ist belebt, alles lebt. Sonne, Mond und Sterne sind Thiere, wie wir auch; die Erde ist auch eines. Das zeigen ihre organischen und sentimentalen Verrichtungen: ihr Einsaugen und Ausscheiden, Ebbe und Fluth, Elektrizität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten sogar. Es ist nur ein aristokratischer Stolz, der dem Menschen den Wahn eingeflößt, er sey der Herr der Schöpfung und die Erde seine Wohnung. Der Mensch ist nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen mag er ihr edelstes Organ, das Gehirn des Erdkörpers seyn. Einiges spricht für diese Vermuthung. Wenn wir Menschen aufrichtig seyn wollen, müssen wir gestehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geschöpfen die verrücktesten sind. Beweis, daß wir

den Verstand vorstellen; Wir sind der Verstand und haben ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten lassen, und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Mensch nicht blos ein Organ des Erdkörpers, sondern ein selbständiges Wesen sey: so können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß sich der Mensch für das vollkommenste Geschöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel steht zu hoch über der Erde, der Mensch steht zum Engel gar zu weit ab — es muß Zwischengeschöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er seinem Herrn folgt, er glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menschen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenschaften, Grundsätze nennt, das sind seine Herren welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir sehen einen Menschen ertrinken; aber wir sehen nicht, daß er ertränkt worden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organischen Körper erklären, geschieht dem Niederschlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieser Niederschlag ist die Nahrung der Erde die von dieser assimilirt und so zur Ernährung wird; aber die Erde wächst von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menschen sehen wir Luft, Wasser, Wein, Brod, Ochsenzungen und Rebhühner nie-

derschlagen, und wir sagen darum doch nicht, er sey ein unorganischer Körper, der von außen anwachse, sondern wir nennen jene gutgemeinten Niederschläge und den freundlichen Empfang derselben, essen und trinken.

Was die neue Lehre vom Sonnenstaube betrifft, so war diese Lehre auch mir ganz neu, und, indem ich mich dieses Zuwachses meiner Kenntnisse freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht, nur wenige Tage früher, diese Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erst in der vorigen Woche schalt ich mein Stubenmädchen aus, weil sie zum hundertsten Male übertreten, was ich schon hundertmal befohlen, nämlich: das Fenster zu öffnen, so oft sie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hause und roch den Staub, ich schmeckte ihn dick auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenster sey offen gewesen, und sie sähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beschienen, sie verstummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der besonnte Staub war nichts als Sonnenstaub, ein Niederschlag aus dem Aether, und die kosmischen Körperchen hätten doch unmöglich in das

Zimmer kommen können, wäre das Fenster nicht geöffnet gewesen.

Es sind aber nicht blos solche kleine leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, sondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derselben, fallen auf die Erde herab. So sind, wie Herr von Gruithuisen behauptet, einst die Insel Ceylon, Neu-Holland, Neu-Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß sagen, das ist ein harter Niederschlag, das ist eine sehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es ist doch gewiß sehr traurig, wenn wir nicht mehr spatzieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was soll uns dagegen schützen? Erfinde einer Böhmen-Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fischbein Stich. Zwar sagt Herr von Gruithuisen die Sache wäre nicht so gefährlich, als sie aussehe. Nicht blos die Geschöpfe jener aus der Luft gestürzten Weltkörper blieben beim Leben, sondern auch die Erdbewohner solcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften sie nicht so unglücklich oder so ungeschickt seyn, gerade in die Versenkungsstufen zu gerathen. Herr von Gruithuisen, wie man sieht, spottet unserer Angst. Nicht jeder ist ein Seiltänzer oder

Springer, und welcher Springer ist flink genug, einer Insel Ceylon, einem breiten Neuholland mit seinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen mit seinen derben Gebirgsknochen, auszuweichen? Herrr von Gruithuisen hätte wahrlich besser gethan, seine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Ist es nicht ein unverzeihlich grausamer Scherz, wenn er uns tröstet: nach einem solchen Länder-Regen, würde jeder Mensch fort dauern, «sofern er nicht überhaupt in der Catastrophe selbst den Tod gefunden?» Ein schöner Trost, wenn mir einer sagt: Du wirst beim Leben bleiben, wenn du nicht stirbst. Herr von Gruithuisen behauptet ferner: «Nur die reinweißen Menschen sind Ureinwohner der Erde; alles was um den Aequator und den Wendekreisen wohnt, ist der Erde fremdartig.» Welch ein Glück für Herrn von Villele, daß die französischen Gelehrten dieses nicht wissen. Eben jezt wird dieser Minister, wegen der Emancipation von Hayti, in der Deputirtenkammer auf's heftigste bestritten; alles wird hervorgesucht, diese Maaßregel als verderblich darzustellen, aber auf den schlagendsten Einwurf ist keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haytier keine Menschen, sondern ein Niederschlag aus dem Aether seyen.

Wo kommen die Menschen her? Wo ist ihr Vaterland? Ach die Unglücklichen! Sie haben kein Vaterland, sie haben nur ein Vaterwasser. Die Menschen stammen aus dem Meere, sie und alle Landthiere sind einst Seethiere gewesen, und sind erst nach und nach trocken geworden. Warmes Blut, und warme Schmerzen, das ist alles was wir gewonnen, nach so vielen vielen Jahrtausenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menschen herkommen, sagt man ihnen, sie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe sie. Die Kinder sind glücklich, sie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachsenen aber, reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Giebt es etwas betrübteres, als die Vorstellung: die Menschheit sey mit Salzwasser statt Ammenmilch gestillt worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menschen schmeichlen, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, sondern von einem Wallfische herzustammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtausende älter, sie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Auster zur Wehmutter, einen Stockfisch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuisen wenigstens, was er behauptet nicht auch bewiesen, hätte er uns den Trost des Zweifels gelassen. Aber nein, er beweist, daß wir einst Seethiere

gewesen, und versperrt uns jeden Weg, wo wir vor diesem Gedanken entfliehen könnten. Er sagt: «Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig.» Die erste Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuisen hienieden, übergehe ich, um das Erstaunen des Lesers auf eine wichtigere Sache zu schonen. Die zweite Merkwürdigkeit ist, mit Herrn von Gruithuisens eigenen Worten, folgende: «Die Liebe der Menschen, und vieler Thiere, zum Meersalze und zum Wasser. Die Liebe zum Meersalze deutet auf das Urmedium, auf die omnische Urflüssigkeit der ganzen Thierheit hin. Meerthiere sind in Landthiere verwandelt worden. Menschen und Vögel baden sich gern. Warum ist der Appetit der Menschen nach Fischen so groß?»... Mit dem Salze hat es seine Richtigkeit. Der Mensch lag einst im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe versalzen. In solchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menschen zum Salze hinführt, durch die erotische verstärkt, und die Salzlust muß dadurch größer werden. Zwar werden die Continentalsuppen mit Quellsalz — gesalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten Recht haben, wenn sie glauben, daß die Menschen aus dem Brunnen kommen. Doch das

beweist nichts gegen Herrn von Gruithuisen. Ist Quellsalz etwas anderes als civilisirtes Meersalz? Was das Baden betrifft, so könnte man zwar glauben, daß die Menschen Bäder gebrauchen, weil sie Hufeland in seiner Makrobiotik empfohlen; doch vergesse man nicht, daß sich die Menschheit schon mehrere Jahrtausende vor Hufeland gebadet. Es bleibt also nichts anders übrig, als sich diese Wassersucht zu erklären wie Herr von Gruithuisen gethan: es ist eine Art Heimweh, die Menschen baden sich aus Patriotismus. Der Ansicht des Herrn von Gruithuisen über den großen Fisch-Appetit der Menschen, so geistreich sie auch ist, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beistimmen. Daraus, daß der Mensch gern Fische ißt, möchte man wohl eher das Gegentheil schließen, nämlich daß der Mensch nicht aus dem Wasser herstamme, denn kein Thiergeschlecht verzehrt seine eigenen Geschwister. Uebrigens ißt ja der Mensch nicht blos Fische, er ißt noch gar mancherlei gern. Der Mensch, steckt wie ein Kind, alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart ist, verzehrt er es. Aus Kronen und Eiern, aus Völkern und Hasen, aus Ländern und Spargeln bereitet sich der Mensch seinen Chylus. Eben so gern, ja oft lieber, als Fische, ißt der Mensch Rindfleisch; dürfte man

daraus folgern, daß der Mensch von Ochsen herstamme? Daraus wenigstens gewiß nicht. Uebrigens wäre der Appetit nach Fischen wirklich so groß, wie Herr von Gruithuisen behauptet? Es giebt viele Menschen, welche die Fische nicht lieben, und ausgezeichnete Naturforscher haben beobachtet, daß die Neigung zu Fischen gar nicht von diesen selbst, sondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fische zubereitet sind. Auch bedarf es der Fische gar nicht, um zu beweisen, daß die Menschen einst Fische gewesen, Herr von Gruithuisen hat dieses schon durch andere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er sagt: «daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich ist, sehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich» — wird ihm jeder vernünftige Leser darin beistimmen.

Jezt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nöthig, daß wir zuerst die Erde, unsere Wohnstätte von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beschäftigten. Wie die Erde beschaffen, das wissen wir jezt, es fragt sich nun: wie ist der Mond, wie war er beschaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuisen hierauf antwortet, müssen wir zuvor die Frage

mittheilen, wie er sie stellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falsch; sondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekömmt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem Herrn von Gruithuisen mit seiner ganzen Mondgeschichte nur Scherz gewesen. Er wollte sich nur über die Naturforscher lustig machen. Diese nämlich, öffnen nicht die Augen um zu sehen, wie eine Sache ist, sondern sie beschließen vorher, wie sie seyn soll, und sehen dann so lange an der Sache herum, bis sie ihnen so erscheint, wie sie es wünschen. Die Natur ist die arme Inquisitin, gegen welche sich die Naturforscher, als die Inquisitoren verbotene Suggestionen erlauben. Um diese Weise zu verspotten fragt Herr von Gruithuisen nicht: wie ist der Mond beschaffen? — er fragt: wie muß der Mond beschaffen seyn, damit er so beschaffen sey, wie wir glauben, daß er beschaffen sey? Das Geheimniß dieser herrlichen Ironie, sey aber den Lesern nur im Vertrauen mitgetheilt, sie dürfen es nicht ausplaudern; man muß keinem seinen Spas verderben, und wir wollen uns ferner anstellen, als sey es dem Herrn von Gruithuisen, mit allem was er sagte, völliger Ernst gewesen. Seine Frage lautet wörtlich, wie folgt. «Was konn-

ten nach den Naturgesetzen, auf dem Monde für Ereignisse statt gefunden haben, damit sie mit den Beobachtungsresultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?» Als Antwort auf diese Frage, erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit den Grandiosen beschäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, ist die Erde eine aus verschiedenen kosmischen Stiften gebildete Mosaik, und die Menschheit ein Lumpengesindel, das aus dem Abfall ausländischer Himmelskörper, zusammengerafft worden. Neuholland, Böhmen und andere Erdtheile sind aus verschiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob diese Colonisten herabgefallen sind, oder herabgestürzt worden, ob sie ausgewandert, oder ob man sie verbannt hat, darüber hat sich Herr von Gruithuisen nicht geäußert. Es ist aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das Böhmische, nicht blos mit Haus und Hof, sondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof stehen, ihre Heimath verlassen; ja wie wir später erfahren werden, nehmen solche Auswanderer sogar die heimathliche Luft mit, so daß sie

nichts verändern als den astronomischen Platz im Himmelsraume. Durch diese Lehre von dem Niederschlage aus dem Aether, wird freilich eine gänzliche Umgestaltung der irdischen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Faustpfändern und Hypotheken, haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er gesehen, daß Neuholland sich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr gestiftet werden, und das neue Erstgeburtrecht in Frankreich, wird in der Geburt sterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter, scheint man schon früher geahnet zu haben; denn man findet in der ältern deutschen Geschichte, viele Beispiele von verpfändeten Provinzen und Völkerschaften, welches nicht hätte geschehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angesehen. Einige frühere hierher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuisen, die wir anzuführen vergessen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, diesem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, sagt er: « Hier findet man wieder Negerartige Menschen, woran die kometarisch ursprünglich erweiterte Brust

noch nicht ganz verschwunden ist.» Wir verstehen nicht recht, was damit hat gesagt werden sollen, doch der Ausdruck kometarische Brust ist so wahr, als dichterisch, und auch auf jede weiße Brust anzuwenden. Das Herz des Menschen ist ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bei Erwähnung Ceylon's, dieser «kleinen in die Erde versenkten kosmischen Weltkugel,» bemerkte Herr von Gruithuisen: «dieses Beispiel giebt schon zu erkennen, daß fast der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, sich retten kann vom Untergang, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihren heimischen Boden verbleiben, ja sogar daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ schiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen.» Jezt erklärt sich das Räthsel von den bekannten schiefen Thürmen zu Bologne. Die Reisebeschreiber haben sich lächerlich darum gestritten, ob der Baumeister sie vorsätzlich schief gebaut, oder ob sie im Verlauf der Zeiten sich geneigt haben; es ist aber weder das eine noch das andere geschehen. Die Bologneser Thürme sind gar nicht von Menschenhänden gebaut worden, sie sind ein Niederschlag aus dem Aether, und haben durch den

Fall, eine relativ schiefe Stellung erhalten ..... doch wir sind ja vom Monde wieder abgekommen! Man ist freilich zu entschuldigen, wenn man, so zwischen Himmel und Erde schwebend, etwas den Schwindel bekommt, und hinschwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jezt dem Monde fest anklammern, und ihn nicht eher wieder loslassen, bis wir ihn rundum genau untersucht haben.

Der Mond ist bewohnt, und zwar wie die Griechen sagen von Meneen, und wie der Deutsche spricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt ist, von Mondbewohnern bewohnt ist, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuisen streitig machen. Eher möchten manche andere seiner Behauptungen, Bedenklichkeiten erregen. Der Mond soll entstanden seyn, wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entstanden sind, nämlich durch Zusammensetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. «Daß fremde Weltkörper, die in den Mond stürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahllose Beispiele.» Gegen Beispiele läßt sich nichts einwenden, besonders wenn sie zahllos sind. Nach Herrn von Gruithuisen zu urtheilen hat die Natur kein Genie, sie verfährt bei ihren Bildungen immer auf gleiche Weise. Leser die natürlich sind,

welchen es an Einbildungskraft fehlt, können sich den Mond und die Erde nicht anschaulicher machen, als wenn sie sie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verschiedenen Farben bunt zusammengesezt ist; nur mit dem Unterschiede: daß während die Buntheit des Spielballes durch die verschiedenen Lichtgrade seiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verschiedenen Wärmegrade seiner Stücke entsteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper die auf die größern herabfallen, bringen nicht blos ihre eigenen Organismen mit, sondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgestimmt wird. Daher die verschiedenen Klimaten auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man schon mit freien Augen sehen kann, haben ihre graue Farbe, von den von mir erwiesenen — nicht von mir dem Uebersetzer, sondern von Herrn von Gruithuisen erwiesenen — Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuisen hätte noch Mehreres von der Mond-Botanik mittheilen sollen. Die Lunarischen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltsame, daß sie keine Staubfäden haben, so daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu seyn scheint. Daß die Meneen den «Kummer um Luft» nicht

kennen, darum wollen wir sie nicht beneiden. Haben sie einen Kummer weniger, als wir Menschen, so werden sie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es ist nichts ganz in dieser zusammengeflickten Welt, und was auch aus dem Aether niederschlage, es ist immer mit Kummer vermischt.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes, läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet, und endlich ein Satellit der Erde, was er noch ist. Als Komet lebte der Mond im rohen Zustande der Natur, streifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte keinem, und that was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß, und verdarb sich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte sich seiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Zensur leitete seinen Verstand, die Finanzkammer verwaltete sein Vermögen, und die Justiz züchtigte gut gemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menschheit, und er hat gar nicht Ursache sich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuisen, Rousseaus grämlicher Lebensansicht huldigend, behauptet, den Mond habe

seine Bildung unglücklich gemacht. Er sagt: «die Meneen hatten es, als sie Bürger des freien Kometen waren, besser, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles seines Wassers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht seyn, sich vor dem großen Wechsel der Hitze und Kälte zu sichern.» So ungern ich auch den Angeber mache, kann ich es doch nicht verschweigen, daß ich in diesen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionaire Gesinnungen erkenne. Zu sagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen besser gehabt, als unter dem sanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Insurrection der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, ist denn das so sehr zu bejammern? Wenn jeder Mensch auf der Welt durch sein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine schöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um sich für die Erziehungs- und Regierungskosten zu entschädigen die ihnen der Mond verursacht, einen Wasserzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuisen b e r a u b e n. Nur ein Liberaler kann so sprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt b e s t e u e r n.

Auch die Menschen müssen Abgaben entrichten, so gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Wasser nicht besteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Köllnische, aber der Wein wird besteuert, das Obst, das Getraide, Häuser, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reisen, das Nichtreisen, Kaufen, Verkaufen, das Heirathen, der Junggesellenstand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faullenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und noch viele tausend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne ist je in den Sinn gekommen, dieses berauben zu nennen. Herr von Gruithuisen selbst bemerkt, daß die Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht seyn müssen, sich künftig gegen die Kälte zu schützen; er verkennt also die heilsamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß sie den Gewerbfleiß befördern, er weiß, daß das Steuersystem eine Hunger-Kur ist die alle Organe des Menschen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieses alles, und dennoch klagt er! Wenn sogar die Astronomen anfangen, die Preßfreiheit zu misbrauchen, dann ist es wahrlich hohe Zeit dem Uebel Einhalt zu thun, und auch den Himmel zu zensiren.

*

Wie haben es die Meneen angefangen, um sich gegen den großen Wechsel von Kälte und Wärme, den das Büdget der Erde über den Mond gebracht, zu schützen? « Sie wurden Troglodyten, und dieses scheinen sie nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutiges Tages zu seyn. » Die Leser werden mit Wohlgefallen bemerken, daß sich Herr von Gruithuisen, bei Aufzählung seiner Merkmale und Spuren, des altehrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionairen Decimalsystems bedient. In der That, Natur und Kunst, die 12 Himmelszeichen, die 12 Monate, die 12 Söhne Jacobs, die 12 Apostel, die 12 Pairs Carls des Großen, die 12 Spielhäuser in Paris und die 12 Bände des Conversationslexicons, empfehlen das Dutzendwesen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt gesehen. Herr von Gruithuisen will dieses nicht absprechen, doch hat er seine Gründe zu glauben, daß « von diesen Gebäuden nur die troglodytisch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die andern, zur heißen Tageszeit, von Reisenden benuzt werden, um Schatten und Ruhe darin zu finden. » Bei Gelegenheit der Reisen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den

Pässen gehalten wird. Zwar ist gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reisen Pässe brauchen — dieses ist ein Urgesetz der Natur, und gehört zum Aggregationssystem — die Frage ist nur, ob den Meneen die Pässe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob sie, da der Mond ein Satellit der Erde ist, von der irdischen Ober-Regierung die Pässe fordern müssen? Freilich hat man auf der Erde, von solchen Pässen nach dem Monde nie etwas gehört, doch kann es immer seyn, daß dieses zum Wirkungskreise der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuisen Sommergebäude im Monde gesehen, auch hat er dreizehn Gebäude gezählt, die nicht größer sind «als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde;» auch hat er den Schatten von Gassen gesehen. Ueberhaupt unterschied Herr von Gruithuisen drei verschiedene Baustyle im Monde; doch da wir nicht blos für Architecten schreiben, sondern für gebildete Stände überhaupt, so wollen wir dieses nicht ausführlicher abhandeln. Endlich, entdeckte Herr von Gruithuisen, Ruinen der Ureinwohner des Mondes. Die Ruinen habe ich auch gesehen; doch daß sie von den Ureinwohnern des Mondes herrührten, widerspricht meinen Beobachtungen. Diese Ruinen,

sind künstliche Ruinen, wie wir sie in unsern englischen Gärten haben.

Sind die Meneen Menschen? fragt Herr von Gruithuisen. Hat gut fragen wer die Antwort schon in der Tasche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was ist der Mensch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Also, Frage: sind die Meneen Menschen? Antwort: «Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, stimmen für das Ja. Sie führen zu einer Contrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwischen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu lösen ist.» Lieber Leser, jezt müssen wir uns zusammennehmen, um dem Herrn von Gruithuisen nachzukommen; er ist sehr rasch. Wir können wie der Mohr in Fiesko sagen: unsere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuisen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände noch vier Füße hätten, müßten sie Menschen seyn. Aber besteht denn das Wesen nichtmenschlicher Geschöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Thiere giebt es ja gar nicht auf der Erde, das garstige Thier mit zwei Rücken im Othello

ausgenommen; und auf der andern Seite giebt es sehr viele Thiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menschen sind: wie die Vögel, die Fische, die Insekten, und andere, die man in Raff's Naturgeschichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig sind, müssen sie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte eben so gut den Schluß machen: dieser Mann ist weder eine Million reich, noch ist er ein Bettler; also ist er eine halbe Million reich. Aber mit nichten! Er kann tausend Gulden im Vermögen haben, zweitausend Gulden, zehntausend Gulden, hunderttausend Gulden; zwischen einer Million und einer halben Million liegen 999998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen weil sie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und zweifüßig zu seyn. Sie können eine Hand und drei Füße haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder funfzig Hände und gar keine Füße, oder tausend Füße und gar keine Hände. Und woraus schließt Herr von Gruithuisen, daß die Meneen weder vier Füße noch vier Hände haben? Man höre. « Gegen die Annahme, daß die verständigen Wesen auf dem Monde Vierfüßer seyn, stehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkomme-

nen Widerspruch, da deren Erbauung ohne geometrische Kenntniß gar nicht möglich ist.» Aber liegt denn die Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunstfertigkeit, und nicht in diesen allein. Der Biber baut seine unterirdische Wohnung, der Vogel sein Nest, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur selbst, welche die vollendetsten Kunstwerke bildet, hat auch keine Hände. Ferner: «Gegen die Vierhändigkeit streitet, die, auf dem Monde sichtbare, 60 bis 70 geographische Meilen lange Straße, und der erst neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerst regulaire Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden rathen läßt.» Auch die Gültigkeit dieses Beweises, können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mond-Chausseen seine vollkommene Richtigkeit, ja man kann sogar mit guten Fernröhren, die Inschriften auf den Meilenzeiger lesen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu schließen, ist sehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen sie die Landstraßen blos zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chausseen gar nicht von verständigen Wesen befahren, sondern blos von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweisen eben so wenig. Vielleicht sind es keine Wander-

gewölbe, sondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen sie weder zum gehen, noch zum kriechen, sondern zu Wasserleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt sich durchaus nichts mit Bestimmtheit sagen.

Doch ganz anders verhält es sich mit dem Kopfe; den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichsten Qualität. Herr von Gruithuisen meint: «unser Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verstandskultur höher zu setzen, als wir stehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß so etwas zu vermuthen stünde.» Ich weiß in der That nicht, wie die andern Menschen in diesem Puncte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht stolz, die Meneen geniren mich nicht im Mindesten, und ich räume ihnen überall den ersten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? «Ich will hierüber — sagt Herr von Gruithuisen — nur Andeutungen zu Consequenzen geben, die auf die Vermuthung führen müssen, die Meneen stünden auf einer hohen Stufe von Cultur, sowohl der Kunst, als der Wissenschaft.» Es ist ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuisen hier, gerade hier, wo er die stärksten Beweise hat und

giebt, sich so behutsam ausdrückt, warum er, statt zu sagen: so ist es, nur von Andeutungen zu Consequenzen spricht, die zu Vermuthungen führen? Doch lassen wir das gut seyn, und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Consequenzen, und von den Consequenzen zu den Vermuthungen führen zu lassen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln.

«Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewissen Provinz des Mondes, ein aus hellen vollkommen geraden Streifen bestehendes Gebilde, welches einem Kometenschweif ähnlich ist. Da Schröter vor 1788 dieses Gebilde nicht wahrgenommen, so muß es erst um jene Zeit zwischen den Jahren 1788—96 entstanden seyn. Solche regelmäßige 20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, sie müssen ein Werk der Kunst seyn. Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines solchen ungeheuren Kunstwerks seyn? Es lassen sich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weise, auf einen hohen Grad von Verstandscultur schließen lassen. Entweder die Meneen haben mit uns eine Zeichensprache anbinden oder sie haben die Zusammenkunft eines Planeten mit ei-

nem Kometen bildlich darstellen wollen. Sie haben es darauf abgesehn uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetarischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben. Wäre dieses, so müssen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unserer Verstandeskräfte haben, wenn sie wüßten, daß wir Erdenbewohner erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, in allem Ernste an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Physiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenschweifähnlichen Gebilds auffinden, der nicht matt, unpassend, ungereimt oder wohl gar lächerlich ist.»

«Wenn nun auch dieses wahrscheinliche Kunstgebilde der Meneen nicht absolut darauf hindeutet, daß dieselben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darstellen wollen, so hat es dennoch sehr viel für sich; gleichwie dieselben Gedanken entstehen müssen, wenn man aufmerksam die Erscheinung zerlegt, die Eisenhard am 25. July 1774 um Mitternacht im Mare Crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir scheint, die Mondbewohner, die dortige von ihnen ohne Zweifel schon voraus berechnete Pracht eines Nord-

licht ähnlichen Phänomens, auch mit einer vierfachen künstlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat sich damals ein Kaiser oder ein König im Mond krönen lassen oder vermählt? Die Illumination im Mare Crisium, geschah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne.»

Es ist sehr zu loben, daß Herr von Gruithuisen, als ein ehrlicher Mann, überall seine Meinung frei heraussagt; aber die Freiheit, die er sich selbst nimmt, sollte er auch andern verstatten. Es ist daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illuminationen im Monde naturphilosophisch erklärt, er jede andere, von der seinigen verschiedene Erklärungsart, zum Voraus verdammt, und sie matt, unpassend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unschuld muß viel leiden in diesem Jammerthale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu, von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir schmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuisen umzustossen, scheint mir ein leichtes, da sie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerst wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden, um eine Zeichensprache

mit uns anzubinden. In den betrübten, taubstummen Verhältnissen, worin Meneen und Menschen gegen einander stehen, bliebe ihnen freilich nichts anders übrig, als sich durch Zeichen verständlich zu machen, so oft sie sich mit einander unterhalten wollten; aber wie kann dieses geschehen, wenn sie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen, sind nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenstriche, wobei jeder sich denken kann was er will. Oder es sind Notenlinien mit Feuerdinte gezogen; aber wo sind die Noten, wo ist die Melodie, wo der Text? Es ist also nichts, gar nichts mit dieser Zeichensprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminirt, um die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzustellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zusammentrifft, so mag dieses einen gräulichen Lärm verursachen, und solche Schrecken zu versinnlichen, wären akustische Zeichen, Pauken und Posaunen, Kanonendonner, Jammergeschrei, viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade Streifen, die keine andere Vorstellung, als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man sich gar denken, daß die Meneen mit so großen Kostenaufwande, einen zwan-

zig Meilen langen Weg illuminirt haben sollten, blos um uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben? Wie kann den Meneen so viel daran gelegen seyn, was wir von ihren astronomischen Kenntnissen halten? Aber Herr von Gruithuisen meint, sie hätten sich über die Agilität unserer Verstandeskräfte lustig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären sie es ja, fänden sie keinen bessern und reichern Stoff für ihre Satyre? Ist es denn unsere größte Dummheit, daß wir erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Eben so unzulässig, als obige Erklärung der 20 Meilen langen Illumination ist die Weise, wie eine andere ähnliche Erscheinung, die Eisenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird. Damals sollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer vierfachen Illumination verbunden haben! Wahrlich wäre dieses geschehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuisen in der Bildung so hoch stellt, sehr wenig ästhetisches Gefühl, dann müssen sie sich auf optische Vergnügungen sehr schlecht verstehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen

wollen, wäre eben so lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf diese Weise hatte sich einst Raynal abgeschmackt gezeigt, als er das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen von Riesenalpen umschlossenen Schweizerthale, einen lächerlichen Zahnstocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eisenhardschen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination zur Krönungsfeier eines Kaisers oder Königs veranstaltet worden wäre, hätte zwar in sich nichts verwerfliches, doch hat sie den Fehler, daß sie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jezt hervortreten will, im geraden Widerspruche steht, — und das ist ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geschah zur Feier der Amerikanischen Revolution. In diesem Jahre föderirten sich die 13 Provinzen Amerikas und fielen von England ab. Zwar geschah dies erst am 5. September, und die Illumination fand schon am 25. July statt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieses merkwürdige Ereigniß, einige Wochen vorherzusehen. Die andere Illumination, die Schröter vom Jahre 1788 an bemerkte, ward zur Feier der französischen Revolution veranstaltet. Sie begann gleich nach der Zusammenberufung der Generalstaaten

und dauerte ununterbrochen bis 1796. Diese meine Auslegung lobt sich selbst, und ich habe nicht nöthig viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, so war Herr von Gruithuisen früher der Meinung gewesen, daß die Meneen dem Sterndienste ergeben wären, und er hatte jenes obenbesprochene kometenschweifartige Gebilde, damit in Bezug gesezt. Er ist aber nachher, aus guten Gründen, von dieser Meinung wieder abgekommen. Herr von Gruithuisen sagt, mit lobenswerther Bedächtigkeit: « Ueberhaupt würde die Ausmittelung der den Meneen eigenthümlichen Religionsform, mit einiger Gewißheit vorerst schon darum ganz unmöglich seyn, weil wir nicht wissen, ob es nicht bei ihnen eine eben so auffallende Verschiedenheit von Völkern giebt wie auf der Erde, bei welchen man doch meist völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Universum mit auf die Erde herabgebracht haben. » Herr von Gruithuisen glaubt also, die Religionen wären auch ein Niederschlag aus dem Aether, sie wären zugleich mit den Priestern die sie lehren, aus verschiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närrischen Ster-

ne, mag wohl Fitzliputzli, ein Gott der Südsee Insulaner, herabgepurzelt seyn? Doch dieses zu untersuchen ist jezt nicht Zeit: es warten unserer noch einige sehr wichtige Kapitel.

«Sind die Meneen im Stande, dereinst Erdbewohner zu werden?» — fragt Herr von Gruithuisen, und er antwortet: «Ja. Da wir sie mit den Menschen vergleichen, müssen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen, gleich der, der Menschen organisirt sey. Hätten sie aber auch einen eigenen Lungenbau, können sie immerhin mit einer sonst starken Körperkonstitution auf der Erde fortleben.» Frage und Antwort, sind gleich überraschend. Nachdem Herr von Gruithuisen die Meneen hoch über die Menschen gestellt, und das mit allem Rechte, denn sie veranstalten Illuminationen die zwanzig Meilen weit gehen, sie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon hatten, und sie sind, was «ausgemacht» ist, «größer als wir, vielleicht wahre Riesen» — nach dem allen, bereitet er ihnen keine schönere Zukunft, als daß sie auf unsere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Pritaneum des Verdienstes ist, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, so werden Künste und Wissenschaften aufgemuntert, so wird es den Meneen gedankt, daß

sie die Aggregationstheorie entdeckt. Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über solche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun, können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine sehr einfache Art: Der Mond bringt sie herab. «Bis sich der Mondkörper in die Erde versenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen;» — sagt Herr von Gruithuisen, und dann spricht er wie folgt: «Es haben die Meneen auf verschiedene Mittel bedacht seyn müssen, um zu schützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten, und der Planet zum Monde geworden war, und sich allmählig die kometarische Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch alles erfinden müssen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter und wasserleerer werdenden Weltkörper in derselben Gemächlichkeit fortleben zu können! .... Wenn der Mond sich nun in die Erde versenkt, wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der Komet Neuhollands einnimmt. Der Ort wo er sich an seinem Aequator versenkt, wird auf den Aequator der Erde oder nicht weit von ihm treffen. Alle organischen Wesen vom Monde und von der Erde werden abgespült, und was sich nicht abspülen läßt, geräth in die Einsenkungsfugen und wird zermalmt. Was

sich aus der Katastrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieser Begebenheit in den Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsformationen deponirt, die sich dortherum neu bilden.» Daß der Mond einst zur Erde herabkommen wird, hat Ossian schon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem seiner Gesänge sagt er: « . . . auch du wirst fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlassen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — sie, die jezt noch deine Gegenwart beschämt, sie werden frohlocken!» Ob aber die Menschen frohlocken werden, ist sehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, so bin ich ruhig; ich habe eine schwächliche Konstitution, und fürchte nicht das schreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die starken und gesunden Leser des Herrn von Gruithuisen bedaure ich von ganzen Herzen. Welches Schicksal steht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder sie dauern fort, weil sie eine kräftige Natur haben, und dann werden sie von den Meneen, die ausgemachte Riesen sind, wie Kinder mit Geringschätzung behandelt werden, oder sie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde. Sie werden abgespült, oder sie gerathen in die Versenkungsfugen und werden

zermalmt, oder sie werden in die staubigen Archive der Flötzgebirge, als Actenstücke niedergelegt, oder müssen als Wachssiegel in dunkeln Kapseln, zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigste diplomatische Loos, das sich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuisen mahlt den Mondfall anders und schöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: «Was werden die Seen und Meneen bei dieser Katastrophe thun und leiden?» weiter erzählt.

Die Fluthen werden größer, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresströmungen heftiger, das Meer steigt. Das rothe Meer bricht periodisch in das Mittelländische, das Mexicanische zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müssen wohl von dem bevorstehenden Mondsfalle noch nichts wissen, denn wie man gehört, haben sie den Plan gefaßt, die Meerenge von Panama, mit großer Mühe und vielen Kosten zu durchstechen). Die Molucken und Sundainseln werden immer mehr zerfressen, und die meisten, zwischen den Tropen gelegenen Inseln, des stillen, indischen und atlantischen Meeres unter Wasser gesezt. Man wird sich von den Inseln auf die Continente, von den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten.... Nun wird

man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin ist, wo sich der Mond in die Erde senkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß diese Begebenheit nicht möglich sey, während die Aequatorsbewohner sich allmählig immer näher gegen die gemäßigten Zonen flüchten müssen, und so wird es fortgehen bis die Inseln und niedrigen Tropenländer menschenleer seyn werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, später auch Auswanderungen, aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegerisch, weil nur die klügern fortgehen und die minder klugen bleiben werden... Nun wird man mit gewöhnlichen Taschenfernröhren schon die Kunstwerke der Meneen eben so sehen und bewundern, wie ich sie mit starken Achromaten sah und bewunderte, aber man wird sie leer finden (die Kunstwerke?) denn die Meneen sind allmählig aus Mangel an Wasser, und aus dem Besitze der Kunde von dem was da kommen soll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte desselben eingenommen.... Endlich erwartet man mit bangem Herzen, die Katastrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einsinken des kleinern in

den größern und sieht sich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. So bald die Unruhen und Oscillationen der Gewässer alle vorüber sind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographischen Handbücher und Landcharten, werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu stark zu machen. Gleditsch Erben in Leipzig werden die Vorsicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß sie sich mit der Encyclopädie nicht übereilt; es wird nur nöthig werden, diese bis zum Buchstaben L. umzuarbeiten).

Große Erschütterungen haben die Meneen der Katastrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, stets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechsel, rafft tausende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpassende Generation der Gemeneen entsteht.... Mitlerweile bekommen die Gemeneen Besuch von den Geen (das wäre gegen alle Etiquette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erste Visite machen). Austausch der Geschichte, Begriffe, Naturalien und Kunstwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht sich geschwinder. (Wie wird der Offenbacher Staatsmann jammern — er, der neulich in einer sehr geistreichen Abhandlung gezeigt, daß

das Kopernikanische System alle die heillosen Revolutionen unserer Zeit herbeigeführt; denn, bemerkte er sehr richtig, da die Erde sich bewege, wäre es den Geschöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn sie dem gegebenen Beispiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde sich einst noch schneller drehen und was noch stabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmosphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde seyn. Selbst die Natur der Seen wird veredelt werden in ihrer Organisation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlasse ich jedem Andern zur Untersuchung... «Solche Ergebnisse konnten nur durch philosophische Reflexionen gewonnen werden. Sie waren bestimmt der Erfahrung vorauszueilen; aber ob sie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten.»

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorstehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, ist umständlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch Manches gern erfahren, wovon das

Programm schweigt; aber das müßte ein sehr ungelehriger Schüler seyn, der nicht in der Prophetenschule des Herrn von Gruithuisen gelernt, die Zukünft vorauszusehen, und sie sich selbst zu deuten.

XII.

Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel.

Lieber Herr! Sie selbst werden es sehr gut verstehen, warum ich Sie einen siebenjährigen Deutschen in Neapel nenne: weil Sie nämlich sieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leser mußte ich dieses erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberschrift zu erhalten, diese Sprachfreiheit nehmen müssen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit oktroirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten spreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimnisse zu schreiben, und daher nicht Gelegenheit habe, die schöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu sichern; es besteht

darin: die Briefe drucken zu lassen und gar nicht zu versiegeln. Vielleicht wundern Sie sich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte, und nicht abscheulich, wie andere Publicisten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen Ansicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorlesungen mehr eine medicinische Polizei, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beispiele genug, daß Menschen, gleich nach Empfang eines Briefes, krank geworden, oder gar gestorben sind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber blos von der verdorbenen Luft her, die sich in lang verschlossenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorsicht eingeathmet hatten. Um diese Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute medicinische Polizei die Briefe auf verschiedenen Poststationen, und erneuert die darin enthaltene Luft. Sieht das einer Abscheulichkeit ähnlich?

Jezt zu meinem Anliegen, und zwar zu dessen erstem Theile. Ich habe im literarischen Conversations-Blatte mit vielem Vergnügen einen Bericht gelesen, den Sie über den lezten Ausbruch des Vesuvs eingeschickt. Der Ausbruch fand

am 22. Oktober v. J. statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt schließen, daß Sie den empfangenen Eindruck sogleich zu Papier, und daß die italienische Post das Papier sogleich nach Leipzig gebracht. Aber erst am 23. April d. J. stand Ihr Bericht abgedruckt; also ganze sechs Monate später. Die Lava, so langsam sie auch schleicht, hätte sie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erschienen, als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, sich mir anzuschließen, damit wir gemeinschaftlich darüber nachdenken, wie die beschwerliche und langsame Verdauung der deutschen Buchdruckereien zu heilen sey. Sollte sie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geschrieben und gedruckt, und dennoch erscheinen die Bücher so schnell. Von den Uebersetzungen der Scottischen Romane werden in Paris sämmtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutschland erscheinen sie aber in großen Zwischenräumen, so daß ich von vier Scottischen Romanen nur die ersten Theile gelesen, weil, als die folgenden erschienen, ich das Gelesene wieder vergessen hatte, und es mir verdrüßlich war, um den Zusammenhang der Geschichte zu gewinnen, eine gemachte Lektüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreimal aufgeboten, aber

nicht wie Leute, die sich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, sondern von Halb-Jahr zu Halb-Jahr. Aus Ihrer Darstellung, werthester Herr, sieht man, daß Sie ein geübter Schriftsteller sind, und es Ihnen also weniger Freude, als Ihren Lesern macht, sich gedruckt zu sehen. Wenn dieses aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftsteller wären — in Neapel sind Sie ohnedieß, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenschaften schneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht gestorben seyn vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literarischen Conversations-Blatte gesehen? Zu den sechs Monaten, die der Druck erforderte, müssen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege schloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutschen Fuhrleute war mir immer sehr poetisch erschienen, und ich wollte dieses Desert meiner akademischen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die saure Arbeit ginge. Aber so sehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleich Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelstunde wieder umkeh-

ren, so daß ich den Weg gleich einem Pudel drei- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adressirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adresse, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutsche! — dachte ich, Ihr macht nicht blos lebendigen Geschöpfen Komplimente, sondern auch todten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwiedern können! Entspringt Schmeichelei aus so edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann ist sie als Tugend sehr zu preisen!... Einige Wochen später aber fiel mir bei: daß, wenn in dem Pakete Klübers Staatsrecht des rheinischen Bundes gelegen, das sich ein Leipziger verschrieben, das Buch, bei seiner Ankunft, für den Besteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdessen die deutschen Fürsten zur guten Sache übergetreten waren, und der rheinische Bund aufgelöst worden.

In Ihrem Berichte, werthester Herr, (und das ist meines Anliegens anderer Theil) beschrieben Sie das vom Vesuv herabwogende Feuermeer schön und schauerlich, und dann sagten Sie folgendes: «In solchen Augenblicken scherzen zu können, beweist wenigstens ein fühlloses, wenn nicht ein geradezu schlechtes Herz. Und doch ge-

schah es! Wir trafen viele Zuschauer beider Geschlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden ließen. Einer — leider ein Deutscher — trieb es so weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er sagte, sich vorgenommen habe, im Angesichte der Lava eine Parthie Whist zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutscher so entschlossen, ihm die Karten wegzureißen und sie in die glühende Lava zu schleudern — und das von Rechtswegen.» — Zuvörderst erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem lezten Satze etwas fehlt. Den Worten: so entschlossen, scheint ein Sätzchen folgen zu müssen, das mit daß anfängt, etwa: daß die Whistparthie unterblieb. Bei der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden ist, muß man sich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jezt aber erlauben Sie mir, die beiden Geschlechter und die verschiedenen Nationen, die auf dem Vesuv witzig waren, gegen Ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie sagen: wer auf dem Vesuv Witz zeige, müsse ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus schlechtes Herz haben. Ein so ungerechtes Urtheil hatte das französische Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgesprochen! Den

Deutschen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß sie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern Nationen aber ist gar nichts hierüber zu sagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angst waren sie witzig, wie es die Menschen gewöhnlich sind, wo sie sich in Gesellschaft fürchten. Wer der Gefahr spottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch ist ein Herz darum schlecht, weil es furchtsam ist? Was aber jenen Deutschen betrifft, der auf dem Vesuv eine Partie Whist spielen wollte, so hätte ich selbst zwar ein solches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whist verstehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, « im Angesicht der Lava » eine Partie Piket zu spielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, so würde ich, wie folgt, zu ihm gesprochen haben, und wäre dabei so in Eifer gerathen, daß ich ihn, gegen alle Regeln der Höflichkeit, geduzt hätte.

« Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Aussprache höre, ein Würtemberger bist, ich aber ein Nassauer bin; sondern weil deine Gesinnungen und deine Gefühle meinem Kopfe und meinem Herzen ganz fremd sind. Du drohst, meine Whistkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was

liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es giebt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieser groben Koketterie zu täuschen — ich durchschaue dich, Fremdling, du schmeichelst dem Vesuv, weil du vor ihm zitterst, und du zitterst vor ihm, wie du vor dem Geheimen-Rathe in deiner Kreisstadt zitterst. Du findest es kleinherzig, Whist zu spielen, im Angesichte dieser erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag mir, Fremdling, hast du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenstern des Cassinos, wo du spieltest, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelst morgens beim Frühstücke mit deinem Weibchen, und hast noch die Zeitung in der Hand, die dir vom spanischen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht ein Vesuv Flammen speit, sondern zwei Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willst, du tanzest über Gräbern; singe, wann du willst, Thränen begleiten dein Lied; siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willst, die Trauer ist deine Nachbarin. Kennst du den Scherz nicht, kennst du den Ernst nicht; denn der Scherz ist der Staubfaden des Ernstes, sein Geschlecht anzeigend. Schau her, Fremdling; Ich selbst werfe

jezt die Karte in die Glut, aber mit Freiheit, nicht wie du, aus Kriecherei. Gieb mir deine Hand, Würtemberger, dort liegt die Asche meines Zornes.»

XIII.

Vorrede

zu dem Buche: «die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. s. w. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach 1823.»

Die Bescheidenheit des Herrn Herausgebers dieser Sammlung: zu verschweigen, daß er sie veranstaltet, mit dem Geldertrage derselben den Armen seines Wohnortes beizustehen — wird von der größern bedeckt, daß er mich ersuchte, eine Vorrede dazu zu schreiben. Ich ziehe diese weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel selbst nicht wissen, dessen Rechnungsbuch über ausgetheilten Ruhm, seit zweitausend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der Klingelbeutel seyn, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erscheint jeder, unansehnlicher Ge-

stalt, der, für die Armen nur sprechend, sich dem zur Seite stellt, der für sie handelt. Aber in unsern heißen Tagen ist die That der Donner, und das Wort der Blitz, und die Pause zwischen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch selten mehr spricht man jezt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und bestreben uns nicht, und verstehen es nicht, sie zur schönern Kunst zu erheben. Das beweinenswürdige Geschlecht! Es ist tugendhaft im Schweiße seines Angesichts, und spielend schlecht, statt daß den glücklichern Menschen einer bessern Zeit die Tugend eine festliche Freude war, und das Laster, der Wochentage sauere Mühe. Der Eigennutz ist der Dünger unserer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber ist, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und sobald er still ist, regt sich nichts mehr in uns. Unsere Wohlthätigkeit ist nur eine bessere Polizei, und man ist noch nicht gut, wenn man besser ist, als die. Wohlthaten sind jezt so unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erst die Freude beginnt, mit der Noth aber unser Erbarmen endet. Wir sind nur der christlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die schönere der Mitfreude ist uns fremd

geworden. Wir geben den Armen Brod und keinen Wein, und vergessen, daß man Brod nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber siebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum besten aller Könige? Daß er nicht gewünscht, alle seine Unterthanen möchten Brod haben alle Tage, sondern ein Huhn einmal jede Woche. Diese engherzige Zeit hat es als eine schöne Erfindung der Menschenliebe gepriesen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Rumfordische Suppen daraus bereitet! Fromme Christen, wenn sie ihre Erben beneiden, lassen Spitäler bauen, und sorgen dafür, daß jedes sieche Daseyn gefüttert und gefristet werde, damit ja kein rascher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauspielhäuser zu errichten, damit das arme Volk eine geistige Freude habe, worin es seine trockne Kruste tunke, das fiel noch Keinem ein! Glücklich nur ist in unsern Tagen, wer Courfähig oder Spitalfähig ist; wer aber mit unbiegsamen doch gesunden Gliedern in der Mitte wandelt, sucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten; man spendet ihm erst getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug gethan zu haben, wenn

wir den Armen das Leben fristen, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Brosamen der Hoflust zu verzehren. So gemein prosaisch wird das Wohlthun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geschmack, und es ist wahrlich gut, daß der Himmel die Almosen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben selbst belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben Ihm die Großen Kinderspiele und süße Leckereien, und nahmen Sich den Ernst und die saure Mühe; jezt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philosoph leben, dessen Vormünder aber spielen und essen Zuckerbrod. Einem Handwerksmanne des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und säße auf der Dreibatzengallerie unserer Theater, müßte zu Muthe seyn, wie einem Flibustier, der, nachdem er sich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingstmontag für zwei Kreuzer über den Mayn zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich schlagen unsere wohlerzogenen, weichen, furchtsamen, polizeikommissarischen Herzen sehr stark, wenn man uns

daran erinnert, daß im Amphitheater des Vespasians neunzigtausend Zuschauer unentgeldlich gesessen, und daß es unter diesen Umständen fast nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientalischen Majestät requirirte Reisende nach beendigtem Schauspiele zu arretiren. Wir freuen uns dann unserer schönern Zeit, wo über je drei Menschen vier Aufseher gesezt sind, und wo nur noch Seelen in der Einsamkeit zerquetscht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Christenthum rühmt sich, die Sklaverei abgeschafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die sich jezt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jezt alles eine Haut wie Sammet so weich und fleckenlos wie Schnee, und darunter sizt das kranke angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menschen des Alterthums nicht glücklicher als die geisteigenen unserer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindschaft, aber sie genoßen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; diese, verwaist und frei aller verwandtschaftlichen Bande, sind verlassen und der launischen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigstens lebendigen Geschöpfen unterthan, diese sind leblosen Sachen unterworfen, sie sind Sklaven ihrer Bestimmung, der Scheere,

der Feder, des Hobels oder sonst eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jezt noch die Niedriggebornen wie sonst ihre Patrone, bei denen sie in Sorge und Noth Rath und Beistand finden? Nichts wird ihnen, als ein todter Heller, der keine Früchte trägt, und dessen Gabe beschämt, weil sie durch Liebesdienste dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verschenken — aller Segen kommt von Oben!

Man wähnt, der Menschheit wäre das Glück zugemessen und zugezählt, und über dieses Maaß und diese Zahl hinaus werde nichts bewilligt, und darum hätten die Menschen sich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müsse der Andere entbehren. Dieser Wahn entspringt aus der schwachen und eiteln Gesinnung unseres Geschlechts. Millionen Menschen müssen so viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die sie genießen, sie nur dann genießen, wenn Millionen sie entbehren. Das Silber macht den Werth des Goldes, das Parterre ist die Folie, die der Loge Glanz giebt, und jeder Casino-Ball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei seyn dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu bescheinen, und leuchtet sich

nicht aus, wenn noch Milliarden Menschen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unsere Wohnungen Fenster haben. Wollt Ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiste Freiheit herrscht, hat man die Wahl, taub, stumm oder blind zu seyn, aber alle seine Sinne zugleich zu gebrauchen, ist nur denen erlaubt, die sich alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle steht, und das Glück erwartet, geht dieses auf einer andern Seite vorbei. Auch das Schicksal neckt sich gern mit einfältigen Menschen: den Füchsen unter ihnen sezt es das Glück in enger Flasche, den Störchen auf flacher Schüssel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menschen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüstet sey und nie verdurste; doch diese angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was Ihr für die Quelle des Reichthums achtet, das ist die Quelle der Armuth: Die Theilung der Arbeiten. Eitle Staatssophisten prahlen damit, wie sich der menschliche Geist so herrlich hoch hinaufgeschwungen, und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menschen arbeiten. Die Unglückseligen wissen nicht,

daß darum auch jeder Gewinnst von dem Werthe einer Stecknadel unter zwanzig Menschen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menschen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Festtage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unser gesellschaftliches Leben ist ein Schachspiel: Könige wie Bauern stehen hölzern auf dem ihnen angewiesenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeschriebenen Wege, und sind sich einander gleich an Dienstbarkeit, noch ehe sie der Tod in seine Schachtel wirft. Frei sind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe springen, und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieser Einrichtung mag wohl Herr Fouque zufrieden seyn, der selbst ein Ritter ist; aber kein Bauer kann es, kein König sollte es seyn. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Göttersucht dieses Zwerggeschlechts gebracht! Sie haben die Menschen unter einander gestaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht, ohne Dach und Fach, die zu nichts führt. Und nachdem sie damit fertig geworden, haben sie selbst die leblosen Dinge unter einander geordnet, und eine Aristokratie der Sachen eingeführt. Selbst die alte ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben sie abgeschafft, weil ihnen diese noch zu republikanisch geschienen, und haben nur das Feuer monarchisch

bestehen lassen, ihm aber Luft, Wasser und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jezt die rechte Hand mit Verachtung zur linken hinüber sieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrschen. Diese Verhältnisse aber sind zu unnatürlich, als daß sie ohne Kunst zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß sie fortbestehen, die List zur Gewalt gesellt, und haben den Bürgern, denen sie jedem einen kleinen Lebensring angewiesen, vorgelogen, dieser Ring sey ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menschen ausreiche; darum möge sich ja keiner zerstreuen, und über die Gränze schweifen, sondern jeder soll in seinem Gebiete bleiben, und es benutzen, und sein Geschäft zur größten Vollkommenheit zu bringen suchen. Die leichtesten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anstrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären sie die schwersten Verrichtungen des menschlichen Geistes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, sich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als jezt ein Geselle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meisterrecht, eine Semmel zu backen, wird erst nach längern Prüfungen zugestanden, als man sonst

zu dulden hatte, die Eleusinischen Geheimnisse zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geistes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt sich füttern und lebt vom Schweiße des Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbse aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenschule noch bei Fellenberg erzogen worden, schritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jezt die geistreichsten Bürger, wenn sie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegesellschaften und am Spieltische zu verwenden, und finden nicht Zeit, sich menschlich auszubilden.

XIV.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit sollte ich sagen; aber verstünden das die Menschen, dann wäre keine Noth, und es bedürfte der Rede nicht.

Weil sie keinen Schwerpunct haben, weder im Geiste, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe ist, straucheln und fallen sie bei jeder Bewegung, führt sie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht sie jede Erfahrung unerfahrner, ist ihnen jede Erscheinung fremd, und erwachen sie jeden Morgen neugeboren. Weil sie den Bau der Menschheit nicht kennen, erscheint sie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil sie den Bau des Staates nicht kennen, ist ihnen dieser nur ein Haufen von mannichfaltigen Ansprüchen und Gelüsten, die alle nach Vorherrschaft streben und sich befeinden. Darum verwirrt so

vieles die Sinne dieser armen Menschen, und fast zu grausam ist die Vorsehung, daß sie die Buße für Jahrhunderte der Schuld, einem einzelnen Geschlechte aufbürdet.

Unser Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kömmt es an; aber so groß ist die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünschen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutgesinnten verderben am meisten. Jene sehen schadenfroh dem Uebel zu, und thun oft nichts Schlimmeres, als daß sie dessen Verlauf der Natur überlassen. Diese aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwissend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben sie für jedes und für jeden Schmerz eine besondere Heilungsart. Sie sind so toll, daß sie auf den fieberhaften Puls ein Pflaster legen, ihn zu besänftigen, als säße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht so? Kennet Ihr den Blutlauf des Volkslebens, und hätte ich nicht erst um Verzeihung zu bitten, wenn ich von so weitaussehenden Grundsätzen, zu den Juden — hinabsteige, wie Ihr sagen werdet? Von den Hassern jener unglücklichen Menschen rede ich nicht; sondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Diese Judenverfolgung, mögen sie denken, das sey keine vaterländische Sache, eine Kleinigkeit. Freilich,

eine häßliche beblatterte Lippe, mag jungen Mädchen, nur nicht küssenswerth dünken; aber Heilkünstler sollten wissen, daß sie von bösen Säften zeuget.

Will man reden von dem unversöhnlichen Hasse, der schon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, so darf man nicht von dem Geschehenen reden, sondern von dem was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist, hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen, dort oben keine Rechtfertigung suchen, für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Axe dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist sein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Worin das böse Verhängniß der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat, und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunkeln unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christenthum von seiner Wiege an, höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabsteigen, zu den freien Handlungen der Menschen, tief hinab zu der sumpfigen Gegend, wo all' das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das bösen Dunst verbreitet, so vielen unschuldigen Geschlechtern, das Daseyn verpestet, und sie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth, Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieses unmenschlich war, kann es nicht menschlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war stets der Lohn der priesterlichen Dienste. Aber jezt, da auch der ruchloseste Heuchler nicht zu sagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jezt die Bosheit beschönigt? Sonst, dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man sie auch nicht auf

Erden dulden; aber jezt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man sie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerische Behauptungen, mit solcher Keckheit geführt, daß selbst Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben können, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven, und den Bösewichtern ins Angesicht leuchten. Sie werden lärmen und schwirren wie die aufgeschreckten Nachteulen. Die hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüther nicht aufreitzen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübsch dunkel bliebe, dann sähen sich die Feinde nicht, und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eignen Vortheile beging, sondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen

lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß sie keiner Freiheit würdig seyen, und daß man sie zu Gefängnißwärtern der Juden bestellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

2.

In dem lezten Jahrzehen vor der französischen Revolution, wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden, menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze ins Leben einführten. In Westphalen, dem Großherzogthum Frankfurt, und in andern deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft, französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern, verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widersetzlichkeit, ja ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel, und Deutschland wurde frei. Alsobald erhoben sich im nördlichen Deutschlande einige Schriftsteller, die gegen die

Juden eiferten, und die freien Städte, das siebenschläferige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand, aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entsprang.

Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen, (denn es ist ein verführerischer Traum an der Tyrannei nur einen Hals zu sehen), schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in ein Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der französischen Gesetzgebung ins deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen, hier und dort, die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geschenkt, als etwas verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen gedrückt, doch sie allein für die Noth einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle

unserer Leiden Vortheil schöpfen — ich meine es ist eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutsche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was sie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerstückelt war. Die Einheit der Herrschaft konnten sie nicht herstellen, so wollten sie wenigstens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geist, gleiches Herz, und gleiche Nahrung für beide. Diese Nahrung aber, urtheilten sie, müsse der kindlichen Natur und Schwäche der deutschen Freiheit angemessen seyn, einfach und leicht aufzulösen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeschlossenen Bildung, erschienen ihnen zu selbstständig, um mit der allgemeinen Freiheit assimilirt werden zu können, sie dünkten ihnen eine harte unverdauliche Speise. Dazu kam noch allerlei theatralischer Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, ein unisones und uniformes Chor; man wollte nur Deutsche, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die schwarzen Juden stachen häßlich ab. Endlich war es der, zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erst jezt zur Klarheit gekommen, daß nämlich alle das Streben und Kämpfen des deut-

schen Volks, gegen die Aristokratie gerichtet seyn müsse, dieser war es auch, welcher die Schriftsteller gegen die Juden feindlich stimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrschaft, das heißt dingliche und persönliche Aristokratie, bilden die zwei lezten Stützen des Feudalsystems. Sie halten fest zusammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, suchen Schutz bei den vornehmen Herrn, und diese von der Gleichheit geschreckt, suchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne sie, indem man den Juden die Beschützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Leztere zu keinen jüdischen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können, und unter Vormundschaft der bewilligenden oder versagenden Volksvertreter gestellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeschreies, keines Allen kenntlichen, Allen sichtlichen Paniers mehr bedarf, und seit alle Deutsche wissen, um was sie kämpfen, und um was sie sich zu versammeln haben, hat der Franzosenhaß, und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja freundlich sind wir dem französischen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und gesündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ärndten, was mehr als eine verbrecherische Hand säen half.

Es lehrt uns, was wahre Freiheit sey, und wie man sie verdient, und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem sind auch die Lehren des Judenhasses verstummt, und die Schriftsteller, die jene schädlichen Lehren zu verbreiten suchten, schweigen jezt. Ihr Irrthum ist ihnen zu verzeihen, da sie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint, und die Wahrheit ist nie zu theuer erkauft, auch wenn man sie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XV.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beschaffenheit der Menschen und der Dinge in der bürgerlichen Gesellschaft, wo jede Arbeit ohne Lust, und jede Lust ohne Würde ist, bringt es Gefahr, seine Leser zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geist, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verstand des Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von sich stößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geschäftsmann willkommen heißt. Von Deutschen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung, selten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach diesem strebte, dem lag an der Wahrheit nicht, sondern daß er gelobt werde — so urtheilen sie.

Aber was mich jezt zu diesen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß ist es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht so offen davon geredet und hätte schlauer mein Inneres hervorgestellt. Aus einer reineren Quelle entspringt meine Besorgniß. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte zu belustigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernst ansprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch keiner die Feder geführt; in Milch habe ich sie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine schwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener gescholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens seyn, *es ist schwer, ja es ist unmöglich, keine Satyre zu schreiben!*

Zensur! Das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer, in Trübsinn, ernstes Nachdenken, in Schrecken und Staunen versetzen, oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppisch, bewunderungswerth und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das

Eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das Andere, wenn damit nach Kindischem gezielt, und nicht einmal dieses erlangt wird. Seit dreißig Jahren rauscht das bewegte Meer des losgelassenen Geistes der Menschheit, in hohen und stolzen Wellen daher, und schwemmt die sandigen Ufer weg. Und da sehen wir ein Land, das sich kühn und kräftig dem anströmenden Ozean entgegen sezt, das ihn mit eisernem Strande abhält, so daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer spritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur so viel ins Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wässern; vom Geiste der Zeit nur so viel geschöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig ist. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen sich frei und glücklich, weil man sie keine größere Freiheit wünschen lehrte, als die sie besitzen, und kein höheres Glück, als dessen sie theilhaftig werden können. Nun giebt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen lassen, damit er spärlicher fließe; wo sie sich mit Schneeballen gegen Kanonenschüsse wehren, und beim Nordlichtschein mit Sprützen zu Hülfe eilen, weil sie

die Helle für eine Feuersbrunst halten. Dort wird die Stillung des Durstes verwehrt, aber das Essen gesalzner Speisen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verstattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geistesdruck geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber selber nichts gewinnen.... Es ist klar, daß ich von der Oestreichischen Zensur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entstehen solcher Bedürfnisse, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verstand. Die inländische Zeitungszensur hat nichts Auffallendes; sie übt keine fruchtlose Härte, weil auch die fremden Blätter, die ins Land kommen, einer Zensur unterliegen, und weil bei der Beschränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht, und daher mit Erfolg durchgesezt wird. Aber in Frankfurt sind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zensur unterworfen, alle ausländischen sind davon frei; diese liegen in hundert Lesegesellschaften, Kaffe- und Gasthäusern auf den Tischen. Wozu nützt also die Zensur, die solche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutschen Blättern ste-

hen? Frankfurt, dessen Gebiet nur wenige Viertelstunden zählt, will es mit seinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebsamkeit strebend, sich die Finger zerquetschen lassen? Frankfurt, welches seyn sollte eine Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Heerd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie mag es sich herabwürdigen lassen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die sie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langsamer vorschreite; sich herabwürdigen lassen, eine Zugbrücke zu seyn, die den freisinnigen Ansichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutschlands, oder zurück, den Weg versperre? Kann eine freie Stadt sich besser sichern, als wenn sie überall die Freiheit gegen jeden, der sie verfolgt, in Schutz nimmt? — Oder bestünde die Freiheit unserer Verfassung etwa nur darin, daß abwechselnd jeder Bürger dazu kommen kann, diese Freiheit beschränken zu helfen?

Man sucht die Ausübung einer so strengen Zeitungszensur, mit der Anwesenheit der Bundesversammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feig-

heit durch Furcht beschönigen wollen. Wie, die Bundesversammlung, die Stellvertreterin aller deutschen Mächte, von denen die meisten Preßfreiheit, manche Zensurfreiheit in ihren Staaten haben, sollte verlangen, daß in einem fremden, unabhängigen republikanischen Staate, nicht geschehen dürfe, was bei ihnen selbst zu Hause geschieht? Welche Gesandtschaft könnte sich über eine freimüthige Sprache in den hiesigen Tagesblättern beschweren? Wir wollen sie alle herrechnen, und man wird sehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie sie es nennen, gar keinen Grund hat.

Oesterreich hat zwar eine sehr beschränkte Preßfreiheit und eine strenge Zensur; allein, es ist nicht sein Vortheil diese Grundsätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeist schon eine gewisse Festigkeit angenommen hat, und mündig geworden ist. Es ist nicht das System der österreichischen Regierung, die öffentliche Meinung für sich zu stimmen, sondern sie erkennt gar keine solche an, und sie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgesprochen, eben so unwillig zurückweisen, als einen Tadel. Dieses ist sehr folgerecht. Die öffentliche Meinung ist eine Macht im Staate; um ihre Gunst buhlen, das

heißt sie anerkennen, und sie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es giebt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr bestehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch sie anerkennen, und wenn man in einem solchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, so verliert man mit dem Besitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Oestreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg so gefährlich ist als Niederlage. Seinen starken Einfluß den es auf die deutschen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen, dieses um so weniger, je mehr ihm daran gelegen ist, das in seinem eigenen Staate bestehende Regierungssystem, unangefochten fortbestehen zu lassen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Fesseln anlegen wollen; es würde sein Lebensprinzip zerstören, wenn ihm sein Bestreben gelänge. Ohne geographischen, ohne politischen, ohne den innern Schwerpunkt den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur seine Stütze in der öffentlichen Meinung, seinen Schutz in der Liebe seines Volkes, seinen Einfluß in der Achtung deutscher Bürger. Die Preußische Regierung täusche

sich nicht; sie sucht aufrichtige Liebe, unerschütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutschen Hofe vergeblich; man ist ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des Deutschen Volks ausgegangen ist; man wird sie verlassen in der Noth, und dann würde ihr das Deutsche Volk allein Schutz gewähren, wenn sie seine Dankbarkeit dadurch fesselte, daß sie es, wie sie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die aristokratischen Anfechtungen des südlichen Deutschlands kräftig schüzt.

Von der Bayerischen Regierung läßt sich am wenigsten erwarten, daß sie durch ihre Gesandtschaft in Frankfurt, die dortigen Zeitungen ängstlich sollte bewachen lassen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird sich finden, daß die meisten Artikel die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, aus Bayrischen Blättern entnommen waren.

Würtemberg hat unumschränkte Preßfreiheit und keine Zensur; also von dieser Seite kann nie ein Reklamationen-Gewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. s. w. ist eben so wenig zu besorgen.

Die Gesandten von Frankreich und England, werden sich wohl nie herablassen über ei-

nen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten selbst die sie vertreten, völlige Preßfreiheit herrscht, und es lächerlich wäre, wenn sie fürchteten, der Meinung die man von jenen Ländern in Deutschland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falsche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmsten Dank des Deutschen Volkes sich erworben, weil es ihm so treulich beistand den Tyrannen zu stürzen. Um so mehr läßt sich von ihm erwarten, daß es den Deutschen auch behülflich seyn werde, alle Tyrannei zu zerstören, die Tyrannei der Adels- und Beamten-Aristokratie nämlich, die nicht durch Tausende von Bajonetten sondern nur durch die Freiheit der Presse, durch die Oeffentlichkeit besiegt werden kann.

Man sieht, daß es kein Interesse irgend einer der Mächte, die sich in Frankfurt durch einen Gesandten vertreten lassen, seyn kann, die hiesigen Zeitungen unter strenger Zucht zu halten. Es ist hier nämlich von einem wirklichen Staatsinteresse die Rede; denn was etwa sonst die ministerielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatische Kanzleiverfahren, und der zarte Hofton, dabei eigenmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräsentirten Staaten

oder Fürsten angesehen werden, und verdient nicht die geringste Berücksichtigung. Man darf sich keine Artigkeiten auf Kosten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Gesetzgebern und Regierungsbeamten eines Freistaates stünde ein gewisser Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an. Nachgiebigkeit ziemt sich nur für große Staaten, weil sich diese hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen seinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten seit fünf und zwanzig Jahren gewonnen; welche Uebel hat es dadurch von seinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unsere epidemischen Feinde, die Franzosen, weniger Millionen Brandschatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die schonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hiesigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unsere Köpfe flogen und unsere Häuser anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unsere Selbstständigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftig stolze Sprache die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener schönen Leichenrede unserer Freiheit, nicht die größte Bürgschaft ihrer einstigen Auferstehung, da kein kräf-

tiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jezt nicht verlocken lassen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuströmen; jeder gute, jeder nachsinnende deutsche Bürger zürnt und weint, wenn er sieht, welchen Jammer ungeschickte Hände aller Orten über das theure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die sich der Freiheit des Volks entgegensezte, dann könnte man sagen: wir wollen sie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir sagen: wir wollen sie bemitleiden und belehren. Aber die Philisterei ist's, diese widerliche abgeschmackte Mischung von Engherzigkeit und Geistesflachheit, der nicht beizukommen ist als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche keiner der sich fühlt, Demuth genug hat.

Die Leser des bisher Gesagten werden erwarten, ich hätte meine Foderungen an die Preßfreiheit in Frankfurt, hoch gestellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die Freiheit zu schreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Constitution die Hoheit in der ganzen Bürgerschaft ruht, nicht geringer seyn könne als in monarchischen Staaten, wie Frankreich und Würtemberg. Allein so ist es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hiesigen Bundesstadt

obwaltende gesellschaftliche Verhältnisse billige Rücksicht genommen, und keine größere Preßfreiheit verlangt, als sie in solchen deutschen Staaten besteht, wo noch Zensur Statt findet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumessen wie viel bei der Zensur wie sie gegen die Zeitung der freien Stadt Frankfurt ausgeübt worden, dem Zensor und wie viel der Behörde zuzuschreiben sei, welcher derselbe für seine Amtsverrichtungen verantwortlich ist; aber nach welchen Grundsätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundsätze diese Zensur verfahren sey, wird man aus nachfolgendem ersehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einsichtsloser wird wohl in ganz Deutschland keine Zensur verwaltet als die hiesige. Ihre Strenge hat mich nie so erbittert als es ihre Nachsicht that, weil sich aus dieser ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkühr war. Es wurden Zeitungsartikel gestrichen, die in den Residenzen der Regierungen oder Fürsten, von denen sie handelten, selbst gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Ist es nicht die billigste Foderung von Preßfreiheit, daß sie für jeden Staat von welchem die Zeitungen sprechen in einem solchen Grade be-

willigt werde, als in dem Staate selbst über ihn gesagt werden dürfte! Also (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abstrakte Sprache versteht nicht jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen gesagt werden dürfen: über Bayern, so viel in München selbst, über Frankreich, so viel in Paris, über Würtemberg, so viel in Stuttgart, zu sagen erlaubt ist, und ist es nicht die größte Feigheit, die Rücksicht für eine Regierung so weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen sie in ihren eigenen Staaten freien Lauf lassen muß. Die meisten Artikel die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, waren aus Deutschen, schon einmal zensirten Blättern, entnommen. Da die Deutschen Zeitungen sich wechselseitig abschreiben und die meisten derselben unter Zensur stehen, so giebt es nichts spashafteres, als dieses vielfache Destilliren eines Artikels, und wie solcher bis er dem durstigen Leser zu Munde kommt, durch zwölf Zensurkolben wandern muß, und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geist herausgearbeitet ist, nicht um ihn zu trinken, sondern um ihn wegzuschütten, und nichts als das lymphatischste Wasser übrig zu behalten.

Wo die Zensur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut sie was ihr obliegt, und man weiß woran man ist; aber das Recht zu begnadigen sollte sie nicht haben, dieses macht ihre Gewalt nur noch tyrannischer, indem es ihr die Freiheit giebt nach Willkühr zu verfahren, und zu tödten oder leben zu lassen wie es ihr beliebt. Dieses Begnadigungsrecht, hat die hiesige Zensur zuweilen, und unter sonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot sich manchem Zeitungsartikel einen Reisepaß auszustellen, doch müsse er sich legitimiren woher er käme, das heißt die Quelle des Artikels müsse angegeben, es müsse bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen sey. Man denke ja nicht, daß hier von Thatsachen die Rede gewesen sey, wo die Zensur, wenn die Thatsachen auffallend sind, vielleicht manchmal mit Recht, nach einer authentischen Quelle fragen dürfte, sondern Meinungen, Ansichten betraf es. Waren sie aus einer andern Zeitung genommen, ließ sie der Zensor stehen, erschienen sie aber in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt zuerst, oder waren sie aus französischen Blättern übersezt, dann wurden sie gestrichen. Darf ein Frankfurter nicht so gut eine Meinung haben als ein Anderer? Warum soll hier die Geistesfabrikation unterdrückt, der Activhandel mit Gei-

stesprodukten verboten, und nur ein Ideen-Speditionshandel verstattet seyn? Der Zensor hat mich mit seiner Vorschrift: Angabe der Quelle, oft in Verzweiflung gesezt. Wer gab mir Wünschelruthen genug alle die Quellen zu entdecken? Quelle, Quelle, hieß es jeden Abend 10 Uhr wenn ich den Zensurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte sie rauschen. Hatte ich eine Pariser Nachricht, die dem Zensor etwas gespenstisch aussahe, so schrieb er vor: gute Deutsche Quelle oder d. (der Tod). Wie ist es nun möglich, daß eine französische Geschichte eine deutsche Quelle haben kann? Und was heißt eine gute?... Das ist eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß sie wähnen, Meinungen die sie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzustopfen brauche. Sie regnen vom Himmel herab, und werden eine Sündfluth bilden, aber nur zum Verderben der Gottlosen; die Gerechten werden sicher ihre Noahs-Arche finden.

Ich will die losesten Zensurstreiche in chronologischer Ordnung erzählen, und dadurch jeden in den Stand setzen, selbst zu urtheilen, wie sehr meine Beschwerden über den erlittenen Druck gegründet sind.

Erster Fall.

In einem Artikel von der niederländischen Gränze, 22. Dez., worin von der in Brüssel vorgefallenen angeblichen Verschwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle gestrichen:

"Unter den Verhafteten will man selbst fremde Agenten bemerken, die wohl nur so pro forma verhaftet wurden. Bei der, bei dieser Gelegenheit vorgenommenen, Verhaftung einer Anzahl Franzosen hat man sich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke seyenden Verschwörung nur dazu benuzt worden sey, Personen, denen man übel wollte, verdächtig zu machen. Es scheint im Interesse gelegen zu haben, einen großen Verschwörungsplan, der von den Niederländern aus über Frankreich und Italien bis nach St. Helena verzweigt seyn sollte, wahrscheinlich zu machen, und dieß ist auch für den Augenblick gelungen."

Dieser Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wissen, im Königreiche Bayern. Wenn die Vorzüge eines Freistaates gegen eine Monarchie, nur in einer strengeren Zensur bestehen, so werden wohl viele Jene wünschenswerther finden. Was lag in diesem Artikel gefährliches, was im geringsten das zu einer Beschwerde Anlaß hätte geben können? Alle deutsche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit

Recht; denn es ist gut, wenn man den Fürsten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Aristokraten so oft benutzt worden, um sie im wechselseitigen Mißtrauen zu erhalten, so viel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Januar, war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfrischen, aller deutschen Schnürbrüste ledigen Speyerer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutschen hätten bis jezt noch nicht gelernt etwas bestimmt «und nachdrücklich» zu fodern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zensur ausgestrichen. Es ist traurig, wenn ein Zensor eine dichterische feurige Einbildungskraft hat, und bei den Worten nachdrücklich fodern, gleich an die Stürmung der Frankfurter Bastille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier diese Aengstlichkeit? So viel bekannt, beschäftigt sich der Bundestag damit, den Deutschen allen Nachdruck zu verbieten; allein die Zensur hätte wissen sollen, daß hierbei nur vom typischen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede ist, und seyn konnte.

Dritter Fall.

Ich bitte meine Leser, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und sie nachzulesen, um zu verstehen wovon hier die Rede seyn wird. Dieses Blatt war fast ganz durchstrichen. Ich, der ich mir dieses Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigne Art aus, und übernahm die Verantwortlichkeit, die gestrichenen Artikel doch stehen zu lassen. Ich bitte meine Frankfurter Leser noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzusehen, um sich zu überzeugen auf welche Art die Zensur hier verwaltet wird. Da ist zuerst ein Artikel aus Paris. Das ihm vorgesezte Sternchen deutet an, daß er eine Original-Mittheilung ist. In diesem Artikel wird von den Umtrieben der Ultra's auf eine Art geredet, wie dieß in vielen Pariser Zeischriften mit weit stärkern Ausdrücken geschieht. Dem Artikel wurde von der Zensur das Todesurtheil gesprochen, und das Leben sollte ihm nur dann geschenkt werden, wenn er nachweisen könne, daß er eine gute deutsche Zeitung zur Mutter habe. Nun, sagt mir Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariser Nachricht ursprünglich in einer deutschen Zeitung stehen, und was heißt eine gute Zeitung? Also die Zensur in Frank-

furt wäre auch eine Staatsrezensentin, von deren Ausspruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten sey, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre schrecklich-spashaft, wenn in dem bevorstehenden Preßgesetze für die deutschen Bundesstaaten, die Bestimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was schon in einer andern guten Deutschen Zeitung gestanden habe, und als gute wären anzusehen: der Oestreichische Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum soll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen über französische Angelegenheiten, was die Pariser Zeitungszensur selbst zu sagen erlaubt?

Der Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nämlichen Blatte, beide aus der in Augsburg erscheinenden allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch gestrichen. Die darin herrschenden Grundsätze sind freilich gefährlich, durch die Wachsamkeit der hiesigen Zensur wird aber dem bösen Geiste der Zeit, leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederursel, der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederursel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheits-

pest fortwüthen. Darum alles vergebens. Man, vergesse doch nicht daß Revolutionen konzentrisch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Hessenkassel, im nämlichen Blatte, wurde auch verurtheilt; aber ich muß gestehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von dessen Verbreitung war, daß an dem Tage wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutschlands seine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicher Weise am Abende eingetretene Nacht, wo jeder ruhig zu Bette ging, würde alles in blutige Verwirrung gekommen seyn. Der Artikel war freilich aus der Speyerer Zeitung entlehnt, und Speyer ist ein Stück Franzosenland gewesen, und kann nie mehr selig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten von der Zensur gestrichenen Artikel dennoch stehen gelassen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe verurtheilt, welche Strafe nach erhobener Appellation, auf 10 Rthlr. herabgesezt wurde.

Vierter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Januar war aus dem Hamburger Correspondenten nachfolgender Artikel aufgenommen:

"Vom Main, 3. Januar. Von der deutschen Bundes-Versammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fortgesezt wird, erwartet man in diesem Jahre noch weit erfreulichere Resultate, als in dem vorhergehenden Jahre."

Gestrichen. — Es ist hart, daß einem Freunde seines Vaterlandes verboten seyn soll, der deutschen Bundesversammlung das verdiente Lob zu ertheilen. Allerdings wurde man auch von der ehemaligen Venetianischen Staatsinquisition streng bestraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Zensor hat sich unmöglich dieses Beispiel zum Muster nehmen können, ohne sich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutschen Fürsten, schuldig zu machen, und ohne seine Unbekanntschaft mit dem deutschen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftsteller in Deutschland gestraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegentheil es giebt Fälle genug, daß solche wegen tadelnder Aeusserungen, bestraft worden sind.

Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweist dieser, welch eine schreckliche Sache es um die hiesige Zensur ist,

welche Willkühr dabei herrscht und wie man der Leidenschaftlichkeit unbarmherzig hingegeben ist. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfassungsmäßiger gesetzlicher Regierung sich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie sich die Beamten dieses Staates in kleinen Fällen betragen. Sind sie zur Willkühr geneigt, pflegen sie sie zu üben, dann kommt es bei solchen kleinen Anläßen an den Tag; weil sie sich dabei nicht scheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu lassen, was sie bei bedeutenden Sachen, die Aufsehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unsinnigen! Sie messen die Freiheit des Bürgers nach Geldeswerth, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beschädigen, um einen Schritt den Weg versperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähnen sie, sey bedeutungslos. Da ist keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Gesetze wie eine Million genießt, und wo in streitigen Sachen, der Richter über einen schmalen gedruckten Papierstreifen nicht eben so ernst und nach den Gesetzen Recht spricht, als über Haus und Feld.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 16. Januar stand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht aus welchem Blatte entlehnt:

"Vor einem guten Flaschenstöpsel (schreibt Jemand) habe ich immer allen Respekt, und er verdient ihn. Denn ein solcher Stöpsel ist ein ordentlicher Vorgesetzter, Leib- und Halsherr der Flaschen, ein Zunft- und Stuhlmeister, ein Festungscommandant und Grandmaitre, der um so mehr auf unsere Achtung Anspruch zu machen hat, je mehr er nach seinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit besitzt, allen Druck geschmeidig anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorsteht oder oben sizt, alle champagnermäßige, luftige Auf- und Ausbrausungen zurückzuhalten; daher auch, sobald ein zuverlässiger, wohlgeschnitzeter und gescheiter Stöpsel seine Schuldigkeit thut, aus seinem gläsernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geist oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpseln!"

Diesen Artikel . . . . hatte ihn die Zensur gestrichen? Nein, sie hatte Schlimmeres gethan als das; sie hatte dabei bemerkt: «Passirt ohne Anstand.» Der Zensor glaubte wahrscheinlich, dieser Artikel sey darum aufgenommen worden, weil er auf Zensurbeamten angewendet werden könnte, und fühlte sich daher gedrängt, einen Beweis seiner Hochherzigkeit zu geben, und merken zu lassen, daß er zwar die Beziehung verstanden habe, sich aber darüber hinaussetze, und dem Artikel freien Lauf lasse. Nie hat mich ein Druckverbot so sehr empört als diese Druckerlaubniß, weil es mir deutlich verrieth, wie die

Zensur ein Amt sey, das ohne Leidenschaftlichkeit, oder wenigstens Laune, gar nicht ausgeübt werden kann.

Sechster Fall.

Da die Aengstlichkeit und Strenge der hiesigen Zensur, wie es die Behörde, die sie ausübt, offen erklärt, nur die Anwesenheit der Bundesversammlung zur Quelle hat, so mag es erklärlich seyn, warum man einem Journalisten in Frankfurt verbieten mag, freisinnige, der Aristokratie mißfällige Ansichten aufzustellen. Wenn aber diese Ansichten aus andern deutschen Blättern entnommen sind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen sie nicht haben? Werden Artikel aus der allgemeinen Zeitung, welcher doch Jeder, Mäßigung, wenn auch nicht nachrühmen, aber doch nachsagen muß, weniger verbreitet, wenn sie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht sagen, rechtlichen und vernünftigen, aus welchem Grunde überhaupt, sey er auch aus einer falschen Ansicht hervorgegangen, wird Stellen wie folgenden, von der Zensur die Aufnahme verweigert?

In der Zeit. d. fr. St. Fr. vom 17. Januar, ward von einem der allgemeinen Zeitung entlehn-

ten Artikel: Aus Deutschland 7. Jan., die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte gestrichen:

"Wir eben so wenig, wie die Franzosen, wollen uns die Früchte der Zeit entreißen, oder — sofern wir sie noch nicht haben — vorenthalten lassen! Volksvertretung, Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit der Ansprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre, auf der einen Seite — Feudalität, Intoleranz, Finsterniß religiöser und aristokratischer Vorurtheile, Anmaßung der Privilegirten auf der andern Seite — das sind die Lockungen, die auch unsere Nation auf dem Scheidewege zu schöner, kräftiger, heilbringender Entwickelung und gesetzlicher Ordnung führen, **oder in die gräuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolutionen stürzen können! Wir fürchten dieses Schreckbild nicht, wo es durch weise Regierungsanstalten, durch offenes Fortschreiten mit der Kultur und den Bedürfnissen des Volks frühzeitig gebannt wird.**"

Weise Regierungsanstalten, Fortschreiten mit der Kultur, Bedürfnisse des Volks, sind das Schreckbilder, welche die Zensur einer freien Stadt bannen soll?

— In dem nämlichen Blatte, ward in dem Artikel Stuttgart 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im Königreiche Würtemberg han-

delte, und aus einer in Stuttgart erschei=nenden Zeitung genommen war, folgende Stelle gestrichen:

"Der kategorische Imperativ in der Philosophie eines Mandeville "nach der Gunst der Staats=regierer, als nach dem Höchsten zu trachten," und so nicht nur mit Regenten, sondern auch mit Mini=stern rc. oder gar mit Mätressen Abgötterei zu trei=ben; diese feine Religion soll noch heute viel Anhän=ger haben."

Beim Himmel, man kann es bei tausend Ge=legenheiten erfahren, wie wahr es ist, was Les=sing irgend Einen sagen läßt: «Wenn man über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, so hat man keinen zu verlieren.» Alle Bürger und Beisassen der vierzehn Quartiere unserer Vater=stadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Minister noch Staats=mätressen giebt, nicht obige Stelle soll drucken lassen dürfen, da es doch in einer Königsstadt geschehen durfte? Aber da ist die alles zerstö=rende Beamtenwillkühr, die sich auf der Wacht=parade des bürgerlichen Dienstes im und am Kleinen übt, um bei ernsten Treffen, gewandt und fertig da zu stehen. Da ist der unselige alles verwirrende Geist der beliebigen Ver=waltung, welche es für gottgefällig hält, Bür=

ger auch ausser dem Gesetze zum vermeintlichen Guten zu leiten, sie väterlich zu regieren, und die so oft die schlechte Regierungs-That mit dem guten Willen beschönigt. Zu so unbedeutenden Dingen, als das Druckverbot einiger Zeilen ist, wähnt man keine Vorschrift der Gesetze nöthig zu haben, und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als sey in der bürgerlichen Freiheit etwas unbedeutend, und als sey es nicht eben so verdammlich, wenn ein Beamter, der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vortheile eines Bürgers unberechtigt sich in den Weg stellt!

— In dem nämlichen Blatte steht folgender Artikel:

Frankfurt, 16. Jan. — Die heutige Ober-Postamts-Zeitung enthält einen Bericht des Herrn Dr. Becker, über die Beschaffenheit des hiesigen Irrenhauses, welcher mit folgenden Worten schließt: "Im Irrenhause wird Niemand in den Sack gesteckt, oder ihm der Mund gestopft, völlige Rede- und Gewissensfreiheit herrschet da. Das Haus ist demnach vor oder hinter dem Zeitgeiste." O trauriges Geschick, daß man den Verstand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Ich möchte sehr gern einmal den Verstand

verlieren, um dem Herrn Zensor sagen zu dürfen, was ich von seiner Zensur denke; aber dann freilich, fände ich wahrscheinlich nichts zu sagen, sondern würde alles klug und zweckmäßig finden. — Endlich hatte ich in demselben Blatte, freilich ironischer Weise, von dem verdorbenen, verstockten und verdammten Frankreich gesprochen. Diese Worte wurden gestrichen. Wahrscheinlich hatte der Hr. Zensor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris selbst, täglich in weit härteren Ausdrücken, von Frankreich und seiner Regierung gesprochen wird, sonst hätte er wohl dem Einwohner einer Deutschen freien Stadt, diese Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre sehr gut, wenn der Hr. Zensor zuweilen nach dem Datum seiner Instructionen sähe. Es scheint manchmal, daß er die aus den Napoleonischen Zeiten zur Richtschnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies so viel Geld kostet, so sollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden, für Pariser Journale, nicht scheuen, und den Zensor verpflichten sie zu lesen, damit er den Geist der französischen konstitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hiesigen französischen Gesandten, Artikel streiche, die in Paris selbst nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel vom Rhein 9. Jan., aus der allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Partheienkampfe in Frankreich, und von den Umtrieben der Ultra's, spricht. Am Schlusse desselben heißt es:

"…. es handelt sich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konstitutionell-monarchischen Institutionen Frankreichs, an welche sich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergestellt und erhalten, oder ob der Volksgeist niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückschnellen dieser ewig elastischen Feder, mithin neue Revolutionen, verbreitet werden sollen. Die Völker wollen sie nicht, aber halbe Maaßregeln und Unterdrückung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin sie führen, hat Napoleons Beispiel gezeigt."

Die herausgehobenen Worte sind gestrichen worden. Alle europäischen Minister können ruhig schlafen, die Frankfurter Zensur wacht für sie; fielen auch dieser einst die Augenlieder zu, dann stünde es schlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall.

Es war mir daran gelegen zu wissen, ob das Verfahren der Zensur in der Willkühr, Laune

und in den eigenthümlichen Ansichten des Zensors gegründet sey, oder ob derselbe nach Vorschriften der oberen Behörden handelte. Um dieses ausfindig zu machen, versuchte ich einige Male, bei dem Vorgesetzten des Zensors, Abhülfe gegen die Bestimmungen des letztern zu erhalten, und fand sie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirector nämlich, ließ, so oft ich mich bei ihm beschwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zensur gestrichen hatte, freien Lauf. Allein macht diese Erleichterung den Druck nicht nur noch schmerzlicher, da sie beweist, daß der Druck unnöthig, ungesetzlich war, und daß der Zensor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirector erwiederte mir mehreremal, da ich ihm eben diese Bemerkung machte: Der Herr Zensor habe nicht gewagt, diesen oder jenen Artikel *auf sich zu nehmen*. Allein ist denn, um des Himmels willen, der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Zensor sich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um sicher zu seyn, das, was er seine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als seine Pflicht, und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beschränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt, von den stärkern oder schwächern Nerven des Zensors, und von

seiner daraus hervorgehenden, größern oder geringern Aengstlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zensur der zweiten Instanz geben. In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 19. Jan., war ein Artikel aus den Rheinischen Blättern, die Bittschrift des Grafen Las Cases an das brittische Parlament, wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena, betreffend, aufgenommen. Die Zensur strich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Cases, für seinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrscheinlich richtete sich der Zensor nach den Instructionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich gesagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeschrieben worden seyn, keine Theilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu lassen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutschen eine Richtung nach Außen zu geben, und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurtheilen, ohne sich gegen die Erben seiner Grundsätze zu versündigen. Dieß hätte der Herr Zensor bedenken sollen, und dann würde

er jenen Artikel nicht gestrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirector dessen Verfahren nicht zu billigen, und schrieb auf das Zensurblatt: «Kann gedruckt werden, außer den durchstrichenen Zeilen.» Die gestrichenen Zeilen lauteten also:

.... "so sehr man auch einen großen Theil seines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln."

Was dieser Satz für die Ruhe der europäischen Monarchien Gefährliches enthält, ob dessen erster oder zweiter Theil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich sage es nicht.

— Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbe Galiani aufgenommen:

"Die moderne Theokratie fängt damit an, daß sie die Menschen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Ist man an das Höchste von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Papst, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeister, ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem so zahm gemachten Wesen kann er alles machen, was er will."

Diese Stelle strich die Zensur unbegreiflicher Weise, da wir in Frankfurt weder einen Papst, noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch ei-

nen Novizenmeister, noch einen Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamiren könnten. Auch sah der Herr Polizeidirector die Ungerechtigkeit des Zensors ein, und begnadigte den verurtheilten Artikel.

Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Missionäre im südlichen Frankreich, und von den Wundern, die sie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen gestrichen:

"Die Barmherzigkeit Gottes beschränkte sich aber nicht auf die Katholiken allein; selbst die Protestanten konnten sich des allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben sich wenigstens 25 bekehrt."...... "Am nämlichen Abende kamen 5 Protestanten, worunter einer von 22 Jahren sich zu meinen Füßen warf, und sagte: Mein Vater, ich bin Protestant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum Katholiken.... Man segnete 47 Ehen ein."

Der Herr Polizeidirector, an den ich wegen der Striche appellirte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar, aus dem Oppositionsblatte entlehnt, worin ein dummer Streich

der Berliner Zensur erzählt war. Die Frankfurter Zensur strich den Streich ihrer lieben Schwester. Auf Beschwerde darüber beim Herrn Polizeidirector, erlaubte dieser die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zensurblatt schrieb, dem Artikel vorausgeschickt werden:

“ Das Oppositionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch seine lächerliche Uebertriebenheit sich selbst widerlegt, und den wir nur deßhalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entsteht.„

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Zensur gelesen hat, wird nicht sagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beschuldigung, *lächerlich übertrieben* sey; auch hat sie sich weder selbst widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es ist weiter nichts daraus entstanden, als daß die Redaction des Oppositionsblattes mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main, die Artikel ihres zuverläßigen Berliner Korrespondenten berichtigen zu wollen. Indessen habe ich später den Wink des Herrn Polizeidirectors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verschaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausge-

schickt. Es ist höchst wunderbar, daß während in Frankfurt, als in einer betriebsamen Handelsstadt, jeder seine schlechte Waare lobt, um sie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsschreiber seine gute Waare tadeln muß, um ihr Absatz zu verschaffen. Den schönsten, besten, edelsten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeschickt, und dieses Zeugniß der Schlechtigkeit hat ihnen zum Passe gedient.

Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar stand von Paris aus: «Das Ministerium, sagt man, ist gut, aber schwach.» Aber schwach, wurde gestrichen, und nur der Vordersatz blieb stehen. Beim Himmel, wenn erst der hiesige Zensor die zu Paris erscheinende Minerve Française und den Conservateur zu streichen hätte, da blieb kein großes und kleines Abc darin stehen, so viel als man braucht, um Kinder lesen zu lehren. Diese Sachen klingen alle so fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht, und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satyre gegen die Zensur schreiben wollen, und darum das Gemälde karrikirt. In der freien Stadt Frankfurt soll man nicht sagen dürfen, das französische Ministerium sey schwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die

Pariser Zeitungsschreiber es nur dann bewenden lassen, wenn sie höflich seyn wollen, und eine Anstellung suchen!

— In dem nämlichen Blatte stand:

„Auf den Pariser Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werther's parodirt. Man sieht, daß die Franzosen um 40 Jahre in der Geschichte der Deutschen zurück sind, sonst würden sie ganz andere Leiden zu parodiren finden.“

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Allein indem der Zensor dieses that, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Eilfter Fall.

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutschen Blättern folgenden Artikel nachgeschrieben:

„Frankfurt, 17. Januar. — Der hannöversche Bundes-Gesandte, Herr von Martens, hat eine aktenmäßige Darstellung der vorigjährigen Ereignisse unter den Studirenden zu Göttingen an die andern Herren Gesandten vertheilen lassen, und denen, die solchen Staaten angehören, worin Akademien sich befinden, in einer Note den Wunsch ausgedrückt, daß man sich über allgemeine Grund-

sätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen.»

Gestrichen. Der Isis-Schleier der Bundesversammlung wäre durch diese Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 2. Februar, hatte folgenden Artikel aufgenommen:

«Nordamerikanische Freistaaten.

Die Emigranten, so aus Europa ankommen, belaufen sich im Durchschnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen.»

Der Zensor unterdrückte diese Nachricht. Meine Leser sind wohl müde geworden zu fragen, warum? Wer kann das errathen! Aber diesen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Ober-Postamtszeitung aufnehmen. Man sieht, wie die Zensur nur nach Anwandelungen verfährt; denn, enthielte jener Artikel etwas, was ihn nach irgend einer Ansicht schädlich machte, wie konnte diese Schädlichkeit dem Zensor in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe diesen Fall wegen seiner

Merkwürdigkeit schon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht, und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

«Da, so viel ich weiß, meine liebe Vaterstadt in keinem Krieg mit den vereinigten Staaten verwickelt ist, in welchem Falle sie das Preisen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht untersagen würde; so kann der Zensor bei seinen Ungedankenstrichen keine andere Absicht gehabt haben, als dem Geschichtschreiber von Kuhschnappel etwas Angenehmes in seinen Zettelkasten zu werfen, und Jean Paul, liest er dieses, nimmt gewiß eine saubere Feder, und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte, und mit verdienter Zierlichkeit.»

«Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja sogar des Manzanares, mir zu sagen, was sie vielleicht sonst denken von der Sache. Hat sich aber jeder satt erstaunt über diese wahrhaftige Geschichte, dann wird noch ein kleines süßes Wunder als Desert aufgetischt. Es besteht in folgendem: An dem nämlichen Tage, nämlich am Dienstage, dem zweiten Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Zensor die angeführte Stelle gestrichen hatte, stand diese nämliche Stelle gesund und frisch in der Frank-

furter Ober-Postamts-Zeitung. Da nun alle Zeitungen in derselben Stunde und vom nämlichen Zensor durchgesehen werden, so müssen nothwendig binnen fünf Minuten, als so viele Zeit zwischen der Zensur des einen und des andern Blattes verflossen seyn kann, die auswärtigen Verhältnisse der Stadt Frankfurt sich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehrere Beständigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen lassen.»

Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei sogar auf das bekannte Champ d'Asile in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der Minerve Française entlehnte Nachricht von der, zur Unterstützung jener französischen Flüchtlinge, zu Paris eröffneten Subscription, durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung aufnehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieser Nachricht sorgfältig dabei setzte; die Zensur schrieb mir dieses ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Zensur gestrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte

ihr das nicht selbst willkommen gewesen seyn, da ja ihr Diensteifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen schien? Es ist mir unerklärlich, warum ihr dieses zuwider war, und warum sie bei dem Polizeiamte das Verbot, solche Punkte zu setzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Februar wurde mir von der Polizei eine schriftliche Verordnung zugeschickt, worin mir, bei Strafe, alles Punktiren untersagt worden. Ueber das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen solchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da später mehr hiervon geredet werden soll; ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzutheilen:

Actum
bei dem Polizei-Amte der freien Stadt Frankfurt, Mittwochs den 20. Januar 1819.

« Von Seiten der hiesigen Zensur geschah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden seit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Zensur gestrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchschossen, um dadurch das Publikum aufmerksam zu machen,

daß an dem durchschossenen Raum eine Stelle von der Zensur gestrichen worden. Da nun dieses Verfahren gegen alle Ordnung verstoße, so halte die Zensur sich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um weitere Resolution darüber zu veranlassen, worauf beschlossen wurde:

u. s. w. u. s. w.

4) Die etwa durch die Zensur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen werden, vielmehr muß der Satz so zusammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes sichtbar wird.

5) Sollte, nachdem dieses befolgt worden, am Ende des Blattes selbst, ein leerer Raum übrig bleiben, so muß solcher entweder mit Avertissements, welche schon die Zensur passirt sind, oder mit solchen politischen Artikeln, die kurz zuvor in andern hiesigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion ist verbunden, zu dem Ende stets für einen zureichenden Vorrath von dergleichen Avertissements oder Artikeln zu sorgen.»

Bald darauf traf auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Uebertretung jener Vorschrift zur Untersuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.

Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar, war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des deutschen Beobachters, Herrn Dr. Benzenbergs, enthaltenden Artikel, überschrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle gestrichen:

"Ich will Ihnen noch ein Beispiel von der ... Zensur erzählen."

"Ich war im vorigen Herbste in Aachen, und da alle Leute sich wunderten, daß die Aachener Zeitungen so schlecht wären, und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, so schrieb ich im deutschen Beobachter einen Aufsatz: Ueber die Aachener Zeitungen, und zeigte, daß man Unrecht habe, den Zeitungsschreibern hierüber Vorwürfe zu machen, denn dieses rühre lediglich von der Zensur her, welche es sich zum Gesetz gemacht, alles zu streichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen keine Auseinandersetzung mit den andern Kabinetern der Zeitungen wegen habe; denn sobald Zensur vorhanden, sey jede Zeitung offiziell, und daß die Brüsseler Zeitungen alles schreiben könnten, rühre daher, daß sie keine Zensur hätten, und also keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsschreiber die abgeschlossene Konvention früher als die Pariser, sie durften sie aber nicht eher drucken, bis sie im Moniteur gestanden. So seyen heute (so hieß es weiter in dem Aufsatze) 25 Jagdhunde von Lord Wellington angekommen, welche Anfangs für die Doggen von Madame Castlereagh wären gehalten worden, — allein ein sol-

ches Faktum dürften die Aachener Zeitungen schon nicht berichten, weil die Politiker hieraus schon auf eine Verlängerung des Kongresses schließen würden, und die Zensur es deswegen nicht durchlasse.„

“Der .... Zensor fand aber auch die Sache zu bedenklich, und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Zensur stecken, ohne daß sie weiter zum Vorschein gekommen wären.„

“Im Juni 1817 strich er die Kabinetsordre des Königs von Preußen, in welcher die scharfe Untersuchung wegen der Verspätung des Ostseegetreides befohlen worden, obschon diese sichtlich zur Bekanntmachung bestimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch stand sie nachher in allen Zeitungen.„

“Um dieselbe Zeit strich er einen Aufsatz über die Kornlieferungsgeschichte, der ganz zu Gunsten des preuß. Ministeriums geschrieben war, und der von einem Manne herrührte, der die Akten gesehen. Der Zensor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüsse verborgen liegen möchten, und fand es am sichersten, ihn zu streichen.„

“In einem Aufsatze von Westphalus Eremita strich er neulich so viel, daß dieser ihn im Herrmann auf's neue abdrucken ließ, und die gestrichenen Stellen mit Cursivschrift. Der Bürgermeister von Hagen (der Zensor des Herrmann), obgleich ein preuß. Unterthan, hatte also mehr politischen Muth...... Der Artikel betraf nämlich Preußen.„

“Die Ursache hiervon liegt aber blos und allein in den fremden Gesandten. Diese glauben, daß sie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn sie die Zei-

tungen, so in dem Orte erscheinen, wo sie residiren, nicht gehörig lesen, und auf alle Kontrebande merken, da sie ohnehin wenig zu thun haben. Wenn diese nun so etwas finden, so bescheiden sie den armen Zensor zu sich, ad audiendum verbum, und den andern Tag streicht er die halbe Zeitung, um nur seinen guten Willen zu zeigen.»

“In Darmstadt hatte auch neulich ein Gesandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm sehr anstößig schien, und wegen dessen er bei Hofe eine scharfe Verfügung verlangte. Abgeschlagen und zur Justiz verwiesen.»

Das überraschte mich nun weiter nicht; denn schon war ich an den türkischen Druck ganz gewöhnt, und davon abgestumpft worden, und ich hätte so geduldig wie ein Lamm, selbst meinen Hals dem Zensor hingereicht, um mich aus dem Verzeichnisse der Lebenden zu streichen. Auch ließ ich die gestrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorschrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgestrichenen Stellen entstandenen Lücken, mit mehreren schönen Bekanntmachungen aus, so daß, besonders scharfsinnige Leser wohl entdecken konnten, daß das Vehmgericht der Zensur wieder einige den Landfrieden störende Redensarten habe hinrichten lassen. Ich that es pour égayer la matière; aber die Polizei fand dieses gar nicht lustig, und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zensur Genugthuung

zu geben, zur Untersuchung und Strafe, wie sich aus nachstehendem Polizeigerichts-Protokolle ergiebt:

Auf Anzeige der Zensur, daß die Redaktion der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40. dieser Zeitung unter der Aufschrift «Bremen» enthaltenen Artikel, welcher zum Theil gestrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelassen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieses Artikels eingeschoben habe, wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beschluß sub. membr. 4. verstoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieser Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die ihm bestimmt gegebene Weisung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er sich genöthigt gesehen, die zwischengeschobenen Artikel, von welchen schon der Satz fertig gewesen, als der Bremer Artikel von der Zensur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo sie wirklich sind, stehen zu lassen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug gewesen, diese zwischengeschobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu setzen, indem er selbst bis 12 Uhr Nachts in der Druckerei gewesen

wäre; endlich habe er in der Meinung gestanden, daß solche Einschiebungen dem 4ten und 5ten membr. des polizeiamtlichen Beschlusses vom 20. Januar nicht zuwiderliefen.

Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte, Avertissements nur an das Ende des Blattes zu setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.

In Untersuchungssache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zensur-Vorschriften ist der

Bescheid:

Da dieses wiederholte Zensurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weisung membr. 4 und 5. untersagt ist, mithin die angeführte Entschuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, so wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von Zehn Reichsthalern und Bezahlung der Untersuchungskosten belegt, auch angewiesen sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärferen Einsehens zu halten. Decretum Polizei-Gericht am 24. Februar 1819.

Da ich mich durch dieses Urtheil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich lasse die bei dem Appellationsgerichte eingereichte Beschwerde-Ausführung, hier nachfolgen.

«Die hier lebende und wirkende Zeitungszensur, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, dessen Name, dessen Herkunft, dessen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt durch ein kluges, sittliches und bescheidenes Betragen, ihre Herstammung vergessen zu machen, und nach der Achtung zu streben, die der Bürger sonst nur, den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten gesezlichen Einrichtungen gewährt, ist stets bemüht, der Weise jeder usurpatorischen Herrschaft gemäß, das was ihr das Recht versagt, durch Gewalt zu erreichen, und für die Liebe und Achtung, die sie niemals findet, sich durch Furcht, die sie einzuflößen sucht, schadlos zu halten.

Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweise der Zensur bisher gemacht habe, und die das oben ausgesprochene Urtheil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil sie es als zu gelind hervorstellen, nicht zur Unterstützung der Klage, die ich führen werde, mittheile, so geschiehts, weil ich erst verstärkt durch tausend

Stimmen der öffentlichen Meinung, meine Beschwerde am geeigneten Orte vorzubringen gedenke. Ich beschränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

Die Zensur, wie sie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt, seit dem ersten Tage ihres Erscheinens ausgeübt wurde, liegt außer aller Beschreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmet werden. Sie befolgt keine Grundsätze, weder des Rechts, noch der Billigkeit, noch der Klugheit; sie hat keine Regel, weder erhaltene Vorschrift, noch Konvenienz, noch eigene Ansicht. Es ist nichts dauernd an ihr als ihr Wechsel, nichts beständiges als ihre Unbeständigkeit. Hätte sie nur wenigstens ihre eigenen Vorstellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt, und hierdurch eine Richtschnur für den Redakteur gegeben. Aber so wurde gestrichen, was 24 Stunden später stehen bleiben durfte; ja es ist geschehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels untersagt wurde, der am nämlichen Tage in der Postzeitung stand. Heute wurde ein Nadelstich mit der größten Aengstlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zensur geschehen, daß man die empfindlichsten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald suchte

sie Gift, wo keines war, und versperrte allen Regierungen sehr willkommenen Grundsätzen den Weg; bald ließ sie den vermeintlich verderblichsten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zensur war eben so überraschend, wo sie gewähren ließ, als wo sie dazwischen trat; eben so bewunderungswürdig in ihren Druckerlaubnissen, als Druckverboten. Mit dem bisher Gesagten soll keineswegs über das regellose Verfahren der Zensur eine Beschwerde beabsichtigt (dieses wird an einem andern Orte erschöpfender geschehen), sondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundsätze oder Launen der Zensur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem besten Willen zur Folgsamkeit, und Unterwerfung gegen eine unwiderstehliche Uebermacht, nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zensur die Druckerlaubniß untersagt wurde.

Das zensirte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was schwer scheint) das Drückende dieser ganzen Zwangsanstalt nur noch schmerzlicher macht, erst Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen ist, wird sie so spät noch dem Redakteur ins Haus gebracht, der sie

gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es ist alsdann nicht möglich, die durch das oft so freigebige Streichen entstandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchstrichene Artikel, sind die herausgerissenen Sätze und Worte, wodurch der Zusammenhang verlezt, unsinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage versezt wird, in die Regalien mancher Polizeistelle einen frevelhaften Eingriff zu thun, und das Recht zum Gebrauche eines schlechten Styls, sich anzumaßen.

Der Redakteur der Zeit. d. fr. St. Frankfurt hat, wenn solche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsschreibern wo Zensur ist, offen gelassen wird, benutzt, nämlich den, durch mehrere Punkte oder Gedankenstriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelassen werden müssen, und so die Ehre seines Verstandes und seiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch frei genannten, Stadt Bremen beweisen, daß die erwähnte Befugniß, den Redakteurs nie versagt war.

Die Zensur der freien Stadt Frankfurt, glaubte dabei nicht stehen bleiben zu dürfen: sie verfolgte die ihr mißfälligen Ansichten, nachdem sie sie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie

schlug meine Gedanken todt, und untersagte mir zugleich, ihnen Leichensteine setzen zu lassen. Daher erwirkte sie bei dem Polizeiamte, mit welchem sie so eng verbunden ist, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zensirten Artikel zu setzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu lassen.

Wenn die hiesige Polizei berechtigt ist, Gesetze zu machen, dann vereinigt sie alle Gewalten, die im Staate vertheilt sind, und getrennt bleiben müssen, wenn nicht die persönliche Freiheit zu Grunde gehen soll. Nach der bestehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugnisse: 1) Sie macht den Antrag zu einem Gesetze. 2) Sie entwirft dieses Gesetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer. 3) Sie übt eine aufsehende verhindernde Macht aus, daß das Gesetz nicht übertreten werde. 4) Sie untersucht ein Ueberschreiten desselben. 5) Sie sezt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollstreckt das Urtheil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht ersonnen werden! Auf diese Weise ist die hiesige Polizei, eine wahre Encyclopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unsere studirende Jugend, statt sie auf Universitäten zu schicken, wo sie über zehn verschiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik

Vorlesungen zu hören haben, nur in einem der Polizeibüreau's auf dem Römer Sitz nehmen lassen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civilistischer und staatsrechtlicher Lehren praktisch beizubringen.

Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punctiren der von der Zensur gestrichenen Stellen zu untersagen, und ob sie zwar um so mehr hätte eingedenk seyn sollen, daß im Staate alles, was nicht verboten, erlaubt ist, da sie sich selbst sogar erlaubt, was verboten ist; so hatte ich doch die mir zugekommene Weisung befolgt, geschreckt durch die schrankenlose Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm, und die mir um so furchtbarer erschien, da sie, wie es in der erwähnten Zensurverordnung der Fall ist, die Strafe, die sie auf die Uebertretung derselben sezte, nicht einmal bestimmt angab, sondern nur äusserte, daß diese Uebertretung «unfehlbare Ahndung nach sich ziehen werde.» Ohnfehlbare Ahndung! Ist das die Sprache eines Strafgesetzes? Wenn die Gesetzgebung selbst die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht bestrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes die Strafe bestimmt ausdrückendes Gesetz vorhanden, wie ist es möglich eine unbedeutende

Uebertretung zu bestrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

Aber die Polizei, sich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeschränkt zu haben, wie sie nirgends durch keine Zensur in Deutschland eingeschränkt ist, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Untersuchung genommen und bestraft.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 9. Februar, war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerstörung durch den feindlichen Einfall der Zensur übriggeblieben waren, noch zu sehen sind. Das zensirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeschriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4. darin die von der Zensur veranlaßten Lücken «nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen» und nach Nr. 5. «am Ende des Blattes» keinen leeren Raum übrig gelassen, der auszufüllen gewesen wäre; da aber in der Mitte eine große Lücke entstand,

füllte ich sie mit «Avertissements, welche schon die Zensur passirt hatten,» aus. Diese Operation hatte mich bis Mitternacht beschäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorschriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchstaben der Verordnung befolgt, und die Polizei selbst wird wohl nicht sagen können, daß ich den Geist derselben verlezt habe. Ich wurde zur Untersuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweist. Aber Manches, wovon es nicht spricht, muß ich hinzufügen.

Ich wurde zum Herrn Senator *** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler sprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Absicht gewesen, die Verordnung der Zensur zu übertreten, noch auch, daß ein absichtloses Vergehen Statt fände. Wir sezten unser Gespräch freundschaftlich fort, und erst spät bemerkte ich, daß der Sekretär des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieses beunruhigte mich um so weniger, da der Herr Senator stehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd, meine Entschuldigung anhörte, und dem Herrn Sekretär ausdrücklich vorschrieb, er möchte Dieses und Jenes, was

mir zur Rechtfertigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernstes und jeder Förmlichkeit, kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden sollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In diesem Falle hätte die Untersuchung von einem Polizeigerichts-Assessor geleitet, und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müssen.

Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und administrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der frühern Napoleon'schen Unter-Unter-Unterherrschaft noch bekannt war, und ich scherzte einverstanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geschlossen war, und ohne, daß es mir vorgelesen wurde. Dieß war am 16. Februar geschehen.

Wie groß war nun mein Erstaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichts-Assessor * * * geladen und mir, der, dem Untersuchungsprotokolle als Fortsetzung desselben, beigefügte polizeigerichtliche Bescheid, der mich zu 10 Thlr. Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt, vorgelesen wurde.

In diesem Vernehmungsprotokolle, dessen Inhalt ich bei diesem Anlasse zum erstenmal erfuhr,

heißt es am Schlusse: « Herr Doktor Börne wurde « hierauf aufmerksam gemacht, daß der er« wähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift ent« halte: Avertissements nur an das Ende des « Blattes zu setzen, und habe er daher solches « auf alle Fälle zu beobachten. »

Diese in Form eines Bescheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erst die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun also jezt schon, wegen Uebertretung eines Gesetzes, dessen Undeutlichkeit der Gesetzgeber selbst einräumte, bestraft werden? Wie konnte dieses so spät hinterdrein geschehen? Da nach der Organisation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächsten oder höchstens zweiten Bescheidstage, deren wöchentlich wenigstens zwei zu halten sind, unmittelbar auf die Untersuchung folgen muß; hier aber zwischen der Untersuchung und dem Bescheide 14 Tage, also wenigstens 4 Bescheidtage vorüber gegangen waren? Die wohlthätige Vorsicht einer weisen Gesetzgebung trat nie klarer an den Tag als in dieser Bestimmung, wo sie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil schnell auf die Untersuchung folgen müsse. Denn hier tritt der Fall sehr häufig ein, daß eine sehr unschuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch

anfänglich so gefunden worden, erst lange hinterdrein von dieser bestraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weise, eine wahrscheinliche Absicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verspotten, und man ihm dafür eine abschreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem solchen Verfahren Leidende, er mag noch so gut wissen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande seyn, einer oberrichterlichen Stelle dieses darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweisen fehlt; und wahrscheinliche Absichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zusteht.

In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entstandene Zensurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt «wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen.» — Kann man seinen Augen trauen, wenn man dieses lies't? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngste des allwissenden allmächtigen Gottes selbst ist, eine wahrscheinliche Absicht bestrafen? Die hiesige Polizei hat ungeheure Fortschritte gemacht; einige Jahre früher, da ich selbst sie in der Nähe beobachtete,

war sie oft nicht im Stande die klarste verbrecherische Handlung zu deuten, und sie ließ sich kranke, das Bett hütende Menschen, husch! wie ein Schnupftuch aus der Tasche stehlen, und jezt bricht sie in den dunkelsten Herzenswinkel eines schuldlosen Menschen und beurtheilt und bestraft dessen wahrscheinliche Absichten bei einer unschuldigen That!

Der Polizeigerichtliche Bescheid schließt mit den Worten: Appellant werde angewiesen «sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärfern Einsehens zu halten.» Wenn ich recht verstehe was schärferes Einsehen heißt, und dieses nicht etwa schärfere Einsicht bedeutet, welche bei der Polizei sehr willkommen wäre: so hat damit gesagt werden sollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verstärkt werden solle. Die Polizei steht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens, die Strafe in geometrischer Progression steigen müsse, so daß jeder, dem das furchtbar schnelle Anwachsen einer geometrischen Progression aus der Mathematik bekannt ist, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsschreiber in Frankfurt, der heute sein erstes Blatt herausgiebt, schon in 4 Wochen wegen wieder-

holter Zensurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erste Strafe nur 3 Batzen betragen hätte. Das ist sehr traurig!

Wenn jede Polizei aller Orten, wegen ihrer bösen Natur, wegen ihres nervenschwachen, hypochondrischen Zustandes, nach Willkühr, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf diese Weise, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie sie so oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Daseyn einer solchen sogenannten Konvenienz, im gegenwärtigen Falle, zwar auf keine Weise für eine oberrichterliche Stelle, einen Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, — so findet doch hier nichts dergleichen statt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei, wegen der dabei obgewalteten wahrscheinlichen Absicht, in ein freundlicheres Licht stellen könnte. Denn der große Gegenstand um den es sich hier handelt, der gestrichene Bremer Artikel, dessen weltgeschichtlichen Einfluß, selbst wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, steht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch nichts sagen, denn mancher scheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchischen Staaten,

aber nicht in Republiken ersprießlich sey. Indessen enthält der erwähnte Artikel nichts, was ihn für unsere hiesige Verhältnisse bedenklich machte. Herr Senator * * * an den ich mich, noch Abends als das Zensurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß den Artikel aufzunehmen gebeten hatte, bewilligte mir es, und schickte dem Herrn Zensor die schriftliche Weisung den Artikel passiren zu lassen. Dieser aber blieb bei seinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hiesigen Zeitung (nämlich im deutschen Journale) bereits gestrichen hätte. Also weiß die Polizei ein geschehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als indem sie es wiederholt. Also weil die Zensur einmal gewaltsam in das Geisteseigenthum eingegriffen hat, mußte sie es noch einmal thun. Ist das Recht? Ist das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil der durch den Preßdruck für alle Bürger entspringt, nicht einmal zu reden, ist es nicht wirklich eine strafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftstellers, wenn man den Ertrag seines Nachdenkens und seines Fleißes boshaft zerstört? Die hiesige Zensur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geisteseigenthum besitzen könne; diese ihre Unwissenheit wird jedem der sie kennt, er=

klärlich seyn, aber sie wird dadurch nicht verzeihlich.» — — —

Diese Berufung hatte aber keinen günstigen Erfolg; es wurde mir vielmehr, wegen meines schlechten Styls, eine weitere Strafe von 5 Thlr. zuerkannt.

XVI.

Der Eßkünstler.

Ein artistischer Versuch.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher schätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht: denn sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sey, oder ein tiefsinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubstumm, oder ein langweiliger und trockener Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich. Ich aß wenig, sprach nichts, hörte auf keine Anrede... bald war ich düster, bald lachte ich laut auf, .. ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr auf diesen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unsern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife frisiren, und ihre Locken in

eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte sich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich wie folgt.

Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rocke von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf drei Quadratschuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beispiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigenthümlicher Physionomie ein ausgezeichneter Mensch seyn müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eßkünstler, der mit seinen herrlichen Gaben, auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in seiner Kunst unentgeldliche öffentliche Vorstellungen gab.

Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtseyn, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die

verschönernde Kunst über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Essen etwas viel erhabeners bezwecke, als die Befriedigung eines blos thierischen Triebes, wurde mir klar, durch die Anschauung der Meisterschaft, welche der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich bis sich das Orchester versammelt hat, und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber, verschmähte den kleinlichen Kunstgriff durch Ueberraschung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäste im Speisesaal, so daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn sie glaubten er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benuzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist, und der sie nicht blos zum schnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert: er untersuchte das Messer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauschte. Am meisten aber war er auf die Elasticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend wie viel auf diesen Resonanzboden des Eß-Instruments ankäme. Dar-

auf maß er sich mit seinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses alles geschehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präludirte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaschen sammelte und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkensalat genoß. So konnte er von seinem sichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäste schauen, und durfte sich, während die andern verwirrt ihre Plätze suchten, und hungrig der Suppe entgegen seufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie es so viel tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sey, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab und durchfallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eßkünstler, wie den unsrigen, konnte die heuchlerische Hülfsleistung der Gabel

nicht bethören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sichern und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exerzitien und gymnastische Uebungen mit ihm anstellte, so daß er nicht zu erhaschen war.

Die Völker germanischen Ursprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beiessen, von welchem das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkensalat u. s. w. nur zur Auswahl da: aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beiessen Simultan-Speisen wären, und die glückliche Anwendung seines Grundsatzes, zeugte von dessen Richtigkeit. Meerrettig, geröstete Kartoffel, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigscheiben, Senft und Salz, brachte er sämmtlich auf seinen Teller und wußte sie durch eine weise Benutzung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beiessen bestimmt, welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikanischen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf es noch eines Beweises, daß diese Ansicht falsch sey, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Uebergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wuth versezte, und er schwazte nicht blos für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zu Statten; denn da der Wirth die geringste Nachlässigkeit, welche jene sich gegen die Gäste zu Schulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, sie sollten ihn nicht vernachlässigen und an ihn denken.

Gemüse sind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: sie befriedigen das rohe Bedürfniß

auf eine wohlfeile Art. Unser Künstler offenbarte seine Geringschätzung gegen dieselben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüse lange verweilte, sondern von einem zum andern eilend, sich unter das Gefolge, die sogenannten Beilagen, mischte, wo er, wie dieses oft der Fall ist, größere Bildung fand als bei der Herrschaft. Einen neuen Häring, der noch sehr schüchtern war, und dem man die Verlegenheit vor so vielen Gästen zu erscheinen ansah, munterte er auf, und unterhielt sich so zutraulich mit ihm, daß dieser ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tischgenossen über diese Vernachlässigung des sogenannten Anstandes, aber unser Künstler lachte dazu, und fragte einen östreichischen Grafen, ob nicht der älteste Häring auch einmal neu gewesen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — sezte er hinzu.

Tutti aß zwar unser Künstler auch mit, sich von andern Künstlern unterscheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, versparte er seine meiste Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüssel Aepfelkompott als langathmiger Triller schloß, sich ganz seiner freien Phantasie überlassen durfte, dann wurde auch der kälteste

Mensch zur Bewunderung hingerissen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechselns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benuzt werden könnte, zeigte unser Eßkünstler zur Beschämung aller Tischgenossen.

Ich weiß nicht, ob es ein passendes Gleichniß ist, wenn ich sage: Mehlspeisen sind die Adagios der Tisch-Symphonien; aber passend oder nicht, unser Künstler war hierin unerreichbar. Sobald die süße Schüssel auf der Schwelle der Saalthüre erschien, machte er ganz kleine Augen, um seine Sehkraft zu verstärken. Er hatte dieses optische Verfahren nicht aus Hallers Physiologie gelernt, sondern an mehrern europäischen Höfen, wo die Fürsten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verschließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo sie nur wenige Höflinge sehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünscht. Er machte also solche Hofaugen. Bis die Schüssel an seine Person kam, sprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter, seine Angst zu betäuben. Er lachte mit sichtbarer Anstrengung. Endlich kam sie und seine Brust ward frei. Er schnitt sich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüssel nahm, einige Male darin herumdrehte,

angeblich, es von allen Seiten zu beschauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überschüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas solides im Löffel blieb, so war das schwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anwesenden Engländer möchten seine Anhänglichkeit an das Continentalsystem übel nehmen, und um diese zu täuschen, goß er so lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu sehen war. Doch gelang ihm dieses nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Rosinen über der Fluth empor. Während dem Essen der Mehlspeise war er nachdenkend und in sich gekehrt, und man sah ihn nicht selten schmerzhaft lächeln. War das erste Drittheil der Puding-Portion verzehrt, (denn er theilte seine Speise-Portionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu fassen) dann ließ er sich zum zweitenmal die Schüssel reichen, was gerade nichts Besonderes war. Beim dritten Male aber gebrauchte er List, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce. Hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutsche Philister sind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut sind, offenbarte unser Künstler in mehrern schönen Zügen. Nie schlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er sie nicht gewähren, so gab er wenigstens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüssel vor, die er zurückweisen mußte, weil er zu beschäftigt war, sagte er: jezt nicht, aber später, mein Freund! Ein rührender Zug seines sanften Herzens war folgender: Eines Mittags wurde ihm zwischen dem Braten und dem Dessert, noch einmal Suppe vorgesezt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaste verwechselte, der eben erst in den Saal getreten und sich an den Tisch gesezt hatte. Unser edler Künstler, um dem Kellner die Beschämung und die Vorwürfe des Wirths zu ersparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu essen, als wäre sie für ihn bestimmt gewesen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meisten Gäste nicht, welche die großen Krebse auswählten und die kleinen in der Schüssel liegen ließen — er nahm die kleinen auch.... Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Pastete von oben einzudringen, und so gleichsam in ein Haus durch das Dach zu steigen, trozte er muthig.

Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre steckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing.... Die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht.... Einen Prachthecht von seltener Größe, nahm er ungetheilt vor sich, so daß der Fisch nur mit dem Leibe seinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller seines rechten, und mit dem Schwanze über den seines linken Nachbarn hinaus reichte, welches ein imposanter Anblick war.

Man wird sich wundern zu hören, daß unser Künstler von den verschiedenen Bratensorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt ist, daß gerade diese Art Speisen bei wahren Kennern in großem Ansehen stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unnachahmlich war, so ahmte er auch niemals Andere nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant, und benuzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie un-

seres Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erstaunen, daß die falsche Ansicht vom Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joseph in Egypten, den meine Leser, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehüls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ, als guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob sich unser Künstler gegen eine Frau Potiphar so streng benommen hätte, als der keusche Joseph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben magern Nachmittagsstunden, und traf seine Maaßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe, die wahre Ansicht vom Dom zu Cöln, das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorschlag gemacht, der Bundestag solle sich nicht eher versammeln, als bis der Dom

zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Plaz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes muß bedauern, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam, und daß sich der Bundestag früher versammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puristen sich so allgemein verbreitet hat. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück, und selbst das sanfte Dessert konnte seinem Hasse nicht entgehen; er sagte dafür Nachtisch. Nachtisch! Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeutung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt Nachtisch? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht bei Tische, sondern nach Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtisch nach Tische. Um aber die neue Institution so fester zu begründen, gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher gleich den übrigen Gästen sein Dessert noch bei Tische, war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweiten Male mit

Kuchen und Früchten an, und ließ dieses durch den Kellner auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hangen unter sich zusammen, und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus, und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter das Kinn fest band, konnte mich nicht überraschen, denn von einem solchen Mann ließ sich nicht anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Essens herabfiel, zur Zeit, wenn das Dessert kam und die anderen Gäste ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es stak wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber

häufig hervor, und zeigte, daß sie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zulezt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Tasche, und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahmte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Husch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art prakticirte er einige Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses leztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtisches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unser Künstler war nicht frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: «und sey eine «Frau noch so kluge Wirthschafterin, sie versteht

«nur die Küche; der Keller ist — um mich artig «und architektonisch auszudrücken — unter ih- «rem Verstande.» Diese Bemerkung galt der Frau von Stael; aber treffender hätte ich sie auf unsern Eßkünstler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzensgüte wieder schad- los, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirth hätte krän- ken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: «vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.» Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissen- heit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Convulsionen ihres Gesichtes zu verbergen, und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

XXVII.

Der Narr im weißen Schwan

oder:

Die deutschen Zeitungen.

(Die ersten Kapitel eines größern Werkes.)

Erstes Kapitel.

Hofrath von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem südlichen Deutschland, sollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geschwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, also schädlich überhaupt wären. Er übernahm dieses Geschäft mit dem größten Vergnügen und als er auf seiner Reise durch Frankfurt kam, wo ich wohne, besuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reisen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog gewesen, kränkelte noch etwas, und wollte vielleicht in Frankfurt eine Aristokraten-Kur gebrauchen. Kurz, er kam,

und erzeigte mir die Ehre, mich kennen zu lernen. Jede neue Bekanntschaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften; denn ich verstehe die Kunst, weniger zu gefallen, als sie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei sich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das Luftleermachende Talent eines Pumpenstiefels, und er pumpte so fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr sprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war sehr unterhaltend, lehrreich, fast liebenswürdig. Als es zehn Uhr geschlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenstand, über den wir fünf Stunden gesprochen, noch zu keiner Entscheidung gebracht, und wir riefen beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung gelesen, wie aus einem Munde aus: die Fortsetzung folgt. So leicht begegnen sich schöne Geister, und so viel leichter ist es, seiner Ketten zu spotten, als sich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in seinem Gasthause zu essen und ich nahm diese Einladung um so lieber an, da sie auf einen Donnerstag fiel, an welchem Tage man im weißen Schwan, des Sauerkrauts wegen, die ausgesuch-

teste Gesellschaft findet. Das Sauerkraut ist ein ächt deutsches Essen; die Deutschen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher sie fähig sind. Wenn Luden in seiner vortrefflichen deutschen Geschichte von unserm Vaterlande sagte: es gehöre «zu den schön«sten Ländern, welche die Sonne begrüßet in «ihrem ewigen Laufe. Köstlich für den Anblick, «erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringt «Deutschland Alles hervor, was der Mensch be«darf zur Erhaltung, und zur Förderung des Gei«stes» — so dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber grade heraus sagen sollen; denn weil er es nicht gethan, haben Viele diese Stelle gar nicht verstanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Essen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn sehr blaß und verdrüßlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer gestört, die ganze Nacht nicht schlafen können. Dieser habe bis nach Mitternacht geschwazt, geschrieen, geseufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel besessen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römische Recht aus dem fünften Jahrhunderte keine Bestimmungen enthalte, worauf ein deut-

scher Reisender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenossen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbstgespräche im Schlafe gestört? Er antwortete: Zehn für eine. Diese Antwort war mir nicht unerwartet, und sie sollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römische Recht lustig zu machen, sowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur subsidiarisch gebraucht wird. Die Deutschen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subsidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege sich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer sich zu regen anfing. Er trabte, wie ein Pferd, im Zimmer auf und ab, lachte und stöhnte, und sprach so laut mit sich selber, daß wir manche Worte und Redensarten, die schlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüsselloch der Thüre zu schlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: «Geheimraths-Waise!.. ach, Ihr gemüthlichen Bären!.. Garteninspector... Hofrath... der Popo... ha ha ha! der Popo... o Vieh, dummes blödes Vieh!...» Die leztern Worte sprach er mit bewegter, fast mit weinender Stimme. Darauf schmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Tasse oder Flasche zur Erde herab. Herr v. Lieberchen gerieth außer sich vor Zorn, sprang auf,

und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich suchte ihn zu besänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er wollte sich nicht abhalten lassen und war schon an der Thüre, als zum Glücke der Kellner mit der Chokolade hereintrat. Ich bestürmte ihn mit Fragen, der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Kellner lächelte; legte die Finger auf den Mund, und dann auf die Stirne. Damit gab er deutlich zu verstehen, wir sollten leise sprechen und der Fremde sey nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer und was der Fremde eigentlich sey, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne schon sechs Wochen im Hause und sey reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erstaunen. «Sie sind wohl nicht von hier?» — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr spräche selten und mit Wenigen, fing er aber einmal zu reden an, so geschähe es laut und anhaltend. Er sey freundlich, gutmüthig, betrage sich überhaupt wie jeder vernünftige Mensch, nur zuweilen bekäme er seinen Anfall. Dieses ereigne sich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittagessen und sehr oft Abends, wenn er aus dem Casino nach Hause

käme. Ich war sehr begierig, einen Menschen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig sey, und bat den Kellner, uns bei Tische in seine Nähe zu setzen. Der Kellner sagte, er thue dieses gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünschten, denn er wisse gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn setzen solle, weil viele Gäste sich seine Nachbarschaft verbeten hätten. Er begriffe nicht, warum? da doch der Fremde keinem zu nahe träte. Es müsse aber etwas Besonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrath von Fistel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen andern Kellner bei Seite genommen, ihm zwei kaiserliche Dukaten in die Hand gedrückt, und ihm gesagt, der Fremde sey ein gefährlicher Mensch, und er solle achtgeben auf Alles, was er spreche und thue und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich seyn.

Der Bericht des biographischen Kellners bestand aus zwei unterschiedenen Theilen, aus einem klassischen und einem romantischen. Der klassische Theil, derjenige nämlich, der von der Gefährlichkeit des närrischen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerksamkeit des Hofraths, der romantische aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir

hierdurch auf ganz entgegengesezte Gedanken-Wege geriethen, wollte, nachdem der Kellner hinaus gegangen, gar keine Unterhaltung zu Stande kommen, wir sprachen mehr mit uns selber, als mit einander. Ich benuzte diesen Umstand, nachzuholen, was ich den Tag vorher versäumt hatte; ich war sehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein, und verfiel bald in einen sanften Schlummer. Dieser vormittägliche Schlaf war nach einer so unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und sehr zu verzeihen. Er schläft. Jezt aber bitte ich alle jungen Romanschreiber, genau auf mich Acht zu haben, damit sie lernen, wie ein Mann von Erfahrung sich beträgt, wenn eine Hauptperson der Geschichte eingeschlafen ist. Sie aufzuwecken, damit die Geschichte fortgehe, wäre nicht bloß in diesem Falle gegen alle Menschlichkeit, sondern auch in jedem andern Falle, gegen alle epischen und dramatischen Gesetze. Wenn der Held einer Heldengeschichte, und eines Trauerspiels schläft, so hat er seine Ursachen; er ist schläfrig; die Natur hat gewisse Absichten mit ihm; die Kunst also, welche die Natur nachahmt, darf ihn nicht wecken, ehe er ausgeschlafen. Freilich ahmt jeder Künstler die Natur nach, wie sie ihm erscheint, und sie erscheint ihm, wie er fähig ist sie nachzuahmen;

aber nachahmen muß er sie immer. Wenn Herr von Lieberchen acht Tage schliefe, ich wäre viel zu ästhetisch, daß ich ihn störte; sondern ich ginge unterdessen leise im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und schriebe sie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taschenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Lesern mittheilen; nicht so wie ich sie damals niedergeschrieben, sondern wie ich sie später aus dem Bleistifte in Dinte übergetragen. Leser, die mich nicht kennen, und nicht wissen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwischenspiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber sie irren sich. Zwar ist mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erst mit dem zwanzigsten Bogen mündig wird, weil man in der politischen Toxicologie annimmt, daß die literarische Substanz, gleich den homöopathischen Arzneimitteln und ungleich den Giften nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geschah nicht deswegen. Ich fürchte die Zensur nicht; denn ich wäre im Stande, so schreckliche Dinge zu schreiben, die jeden deutschen Zensor dergestalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Also nicht aus Hin=

terlist theile ich im folgenden Kapitel meine Gedanken mit, sondern weil ich sie wirklich gehabt. Aber der erste Gedanke, den ich hatte, war der: daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken lassen, der zweite: wie nenne ich die zukünftigen Gedanken? Ich habe die Wahl, ich kann sie nennen: Gedanken, Miszellen, Ekdota, Apophthegmen, Häckerling, gesammelte Blättchen, Hobelspäne, Collectaneen, Witzspiele, Potpourri, Aus Leben, Kunst und Schule, Buntes, kleine Merkwürdigkeiten, Gedankenspäne, Lesefrüchte, eingemachte Lesefrüchte, freie Mittheilungen, Streckverse, Anschauungen, Reflexionen der Erfahrung, bunte Steine, Allerlei, mein Kaleidoscop, Fragmente, Myriomorphoscop, Einschiebsel in das Journal und in die Köpfe, Fündlinge, Magentropfen, Mannichfaltiges, Mosaik, Dies und Jenes, Buntes aus der Zeit, Denksprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideenspiele, Glossen, Blüthchen und Blätter aus dürrem Holze und frischem Reis, Arabesken, Erlesenes, rhapsodisches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Angeeignetes, Aphorismen, Caviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsprosa, fliegende Blätter, Excerpte des Dr. Lenksloß aus sich selber, — aber alle diese Namen sind schon von Andern gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit mei-

nen eigenen Fehlern, als geschmückt mit fremden Verdiensten erscheinen, darum nannte ich meine Gedanken: Nudeln. Ich hatte folgende Nudeln.

Zweites Kapitel.

Schrecklich ist die Eifersucht eines Liebenden, aber die einer Regierung ist schrecklicher. Eine eifersüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, versagt sich die nöthige Ruhe, und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meister zu werden, täglich stärkere Reizmittel. Dieses macht sie schwach, verdrüßlich, zänkisch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank sind, müssen die Völker das Bett hüten. Eine seltsame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beispiel ist. Man kann im Diodor lesen, daß wenn auf der Insel Corsica die Weiber niederkommen, sich ihre Männer in's Kindbett legen und Krankenbesuche annehmen. Wie klassisch sind Minister!

Die Bibel ist die Constitution des christlichen Staates; daher der Widerwille der geistlichen Oligarchie, sie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewönnen sie Alles, was wir verlieren — nun, dann möchten sie zusehen, wie sie mit dem Himmel fertig werden, wir Menschen wollten ihnen verzeihen. Aber daß wir so Vieles verlieren und sie so wenig gewinnen, daß sie uns

mehr Brod nehmen, als sie brauchen zu ihrer eigenen Sättigung; daß sie unsere schönsten, theuersten Güter zerstören, nur daß wir nicht froh werden; daß sie uns den Frühling mit seiner Lust, den Sommer mit seinem vollen warmen Leben, den Herbst mit seinen Früchten rauben und durch bösen Zauber den Winter ewig bannen, und dies alles nur, eines eiteln Balles, einer Schlittenfahrt willen — das schmerzt zu tief, das empört den friedlichsten, das macht uns unversöhnlich.

Die Erfahrung gleicht einer unerbittlichen Schönen. Jahre gehen vorüber, bis Du Sie gewinnst, und ergiebt sie sich endlich, seyd Ihr beide alt geworden, und Ihr könnt euch nicht mehr brauchen.

In Deutschland sind die Menschen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und schweren stehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß sich bücken einen Foliomenschen, man muß steigen eine Duodez-Seele zu fassen. Die deutschen Oberen sind schön gebunden und haben goldene Titel, die Untern sind auch gebunden, aber wie die Schweine, und haben kein Ansehen.

Das Geheimniß jeder Macht besteht darin: zu wissen, daß Andere noch feiger sind, als wir.

Der Deutsche liebt bescheidenes Rechten, mäßiges Fordern, sanften Tadel, stille Vorwürfe. Darum muß man, um auf sie zu wirken durch Rede und Schrift, anmaßlich streiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurechtweisen. Denn mäßigt euch wie Ihr wollt, der deutsche Leser, mäßigt noch euere Mäßigung. Er kann das Feilschen nicht lassen, man muß ihn, wie ein Krämer, übertheuern. Man muß mit ihnen alles übertreiben, sie haben eine Elephantenhaut, zarten Kitzel fühlen sie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen stoßen.

Armuth ist eine Sandbank, Reichthum ein Felsen im Meere des Lebens. Die Glücklichen schiffen hindurch. Vor Armuth kann uns eigene Kraft bewahren, vor Reichthum nur Gottes Gnade.

Voltaire kam vor der Revolution, wie der Blitz vor dem Donner.

Das Leben ist ein Strom, und der Schlaf ein jenseitiges Leben. Hätte ich eine himmlische Vergeltung, hätte ich ein Paradies und eine Hölle einzurichten, würde ich die Menschen im Schlafe belohnen oder strafen, entzücken oder peinigen. Dann brauchte keine Tugend zu verzweifeln, dann käme keine Reue zu spät.

Ueber vieles habe ich aufgehört mich zu verwundern; aber daß sich zwei Diplomaten ansehen können, ohne zu lachen, darüber erstaune ich noch alle Tage.

In der langen Nacht des Mittelalters war Glaube der Nordschein.

Mancher Gelehrte gleicht dem Kassirer eines Bankiers: er hat den Schlüssel zu vielem Gelde, aber das Geld gehört nicht ihm.

Die Sentimentalen quirlen ihre Empfindung so lange, bis es Schaum giebt; dann meinen sie, sie hätten ein volles, überströmendes Herz. Es ist aber nichts als Luft.

«Der Teufel fiel, weil er auf halbem Wege, in Wolken, stehen blieb — sonst wär' er Gott.» — So spricht der kecke Aetius in Werners Attila. Wäre ich Minister, würde ich mir das merken. Ich würde geradezu den Verstand für ein Regal erklären, das Sprechen für ein Hoheitsrecht, das Schreiben für einen Hochverrath, und eine Gans zu rupfen, für Vorbereitung zum Hochverrathe.

Duldsame Menschen sind die Ungeduldigsten, und geduldige die Unduldsamsten.

Ministerialismus wird Royalismus genannt, und Priesterherrschaft Theocratie, und wer die

Bettdecke von der schlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man einen Ruhestörer.

Die Geschichten der Völker und Staaten haben den Geschichtschreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was sie sonst noch genüzt, das weiß ich nicht.

Der gefährlichste Mensch ist ein furchtsamer; er ist am meisten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geschworen, hielt er seinen Schwur; der Olymp hatte keine Pfaffen.

Sie haben freilich gesehen, daß die Sonne am ersten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jezt naht der vierte, den sie noch nicht erlebt, und da meinen sie, das sey doch ein ganz anderer Fall, und weil sie das meinen und so klug unterscheiden, halten sie sich für große Staatsmänner.

Wer, wie ein verzweifelter Spieler, den verlorenen Einsatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es aushält, einmal gewinnen; aber der Gewinnst steigt nicht mit der Gefahr des Verlustes, und am folgenden Tage kommt er doch wieder, und geht endlich mit leeren Taschen weg.

Wenn das Schicksal ruft: le jeu est fait messieurs! so achten das die Wenigsten, erst

wenn sie hören: rien ne va plus! bekommen sie Lust, aber zu spät.

Stünde ich an jeder Thüre jedes geheimen Cabinetts in Europa, — ich würde freilich horchen, aber nicht aus Neugierde, sondern nur um mich zu belustigen.

Es giebt keinen Menschen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert sie für alle, der Ungerechte nur für sich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für asthenische erklärt, und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speisen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für sthenische, und man giebt ihnen Wasser, Essig, nimmt ihnen Blut, oder kühlt sie auf eine andere Weise. Das ist das Brownische System der Politik, weiter haben sie es noch nicht gebracht, und zu der Falschheit des Grundsatzes gesellt sich zum größern Verderben noch die Falschheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Asthenie.

Wer das Naturgesetz auch in der Geschichte kennt und anerkennt, der kann prophezeihen; wer nicht, weiß nicht was Morgen geschieht, und wäre er Minister.

Dem Sturme, und kommt er noch so plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher;

aber wie schüzt man sich gegen die Launen der Weiber?

Unsere Zeit ist der Wissenschaft nicht günstig; man hat so viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt.

Hätte die Natur so viele Gesetze, als der Staat, Gott selbst könnte sie nicht regieren.

Es läßt sich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vortheil von der bürgerlichen Gesellschaft ziehen, als die ehrlichen Leute.

Sie spielen Politik und wissen nicht was Trumpf ist. Die Jesuiten meinen Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf ist; die Andern fragen gar nicht darnach und sind ganz verpflüfft, wenn der Bube den König sticht.

Man weiß recht gut, daß es sie friert; aber die alten Gecken meinen, weil sie Sommerbeinkleider tragen, werde man sie für jung halten.

Um zu erproben, welch' ein lästiges Geschenk des Himmels der Verstand sey, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen, und am Ende des Jahres die unvorhergesehenen Regentage zählen.

Hätten sie die alte Zeit in Zucker eingemacht, statt in Essig, welches ganz dieselben

Dienste geleistet, man ließ sie sich vielleicht schon gefallen. Aber gut, daß sie dumm waren, und daß schon früher der Geschmack zurückweist, was später das Urtheil verwirft.

Die meisten Menschen sind unzufrieden, weil die wenigsten wissen, daß der Abstand zwischen Eins und Nichts größer ist, als der zwischen eins und tausend.

Es geschieht nichts neues unter der Sonne. Unsere heutigen Staatsmänner, die so seltsame Mittel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beschwichtigen, ahmen hierin nur die französische Geistlichkeit des Mittelalters nach, die einst, um eine Hungersnoth abzuwenden, dreitägige Fasten verordnete.

Nur in der wimmelnden Kinderwelt, lebt das schöne unsterbliche Leben; die Alten zählt man und man vermißt die Todten.

Dein Glück machen! wohl — aber auch glücklich seyn? Bist Du glücklich, wenn Du Dein Glück gemacht? Das ist zu unterscheiden. Ueberlege. Kannst Du nicht gut seyn, sündige — noch im Hohlspiegel der Sünde erscheint der Zug Gotterschaffenen Geschlechts — doch sündige für Deinen, nicht für Anderer Gewinn. Verschwelge Deine Tage, spiele um den Himmel — noch im Uebermuthe wird man den Muth, noch in der

Frechheit den Uebermuth anstaunen. Ergebe Dich dem Teufel, daß er Dir zugleich Sättigung und Unersättlichkeit der Sinne gewähre, daß er Dir die Quelle öffne, die den unauslöschlichen Durst des Wissens füllt. Erbreche frech die Siegel der Natur, befreie gefangene Geister und führe sie an, erstürme das Heiligthum frommer Gesetze; werde ein Straßenräuber, wenn Du arm bist; bestehle Dein geiziges Schicksal, deine Mutter, die Natur, wenn sie mit Affenliebe Deinen schlechtern Bruder umschlingt, und Dich verstößt. Gebrauche Deine Kräfte, mißbrauche, vergeude sie — Gott ist ein barmherziger und ein reicher Vater, kehrst Du reuig zurück, vielleicht verzeiht er Dir und stattet Dich von neuem aus. Aber gebrauche Deine Kraft, verschmähe, zerstöre sie nicht, Deine und andere. Sey kein Lohnmörder, kein schnöder Giftmischer. Wie! Du schlägst einen Gedanken nieder, um so viel Thaler, mordest Deine eigene Empfindung, die schöne Geburt der schönen Stunde, um das Lächeln eines Schurken — verräthst den Freund, das Recht, die treue Wahrheit, um ein Gericht auf silberner Schüssel, um einen goldgestickten Rock, um eine Achtel-Elle seidenen Bandes, das Du beim Krämer könntest um zwei Groschen kaufen? Du bist ein Thier, aber kein Löwe, kein Tyger, kein

Wolf, Du bist ein Hund. Und was gewinnst Du? Zeige mir den Bettler, der sich eine Million erjammert, zeige mir einen Fürstenhut auf dem Kopfe eines verrätherischen Schurken. Und Du taumelst nicht im Uebermaaße edlen Weins, und wankst und fällst, und verwundest Dich, und gehst weiter, ruhig und singend Deinen Weg — Du bist vergiftet und weißt, daß Du es bist; Du stammelst, wenn eine offene Frage Dich überrascht; Du möchtest Dein Herz bändigen und vermagst es nicht; Du athmest schwer; Du erblassest, wenn das klare Auge eines fleckenlosen Menschen Dir Dein verzerrtes Bild zurückstrahlt; Du hast Gott verlassen und fürchtest den Teufel; Du....

Drittes Kapitel.

Wenn man lebhaft fühlt, und unerreichbare Personen durchprügeln möchte, geräth man leicht in laute Kunstrednerei — daher das stille natürliche Sprechen in unsern guten deutschen Musterromanen, wo der Held furchtsam ist und die Welt eine Bestie — und ich hätte gewiß das ganze Gasthaus zusammendeclamirt, wäre nicht zum Glücke, vom Getöse meiner Consonanten, der Rechtsgelehrte aufgewacht und hätte meinen Ausschweifungen Einhalt gethan. Er sprang in die

die Höhe, roth vor Schlaf und Aerger, und fragte: regt sich der Narr wieder? Nein, antwortete ich sanft, ich war's. Darauf setzte er sich nieder und gähnte sehr.

Lieber Leser! Sollte Dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen — ich vermuthe so etwas — und Du wolltest mir es aus Artigkeit verschweigen, wahrlich ich dankte Dir für diese Schonung nicht; denn dieses wäre eine Gefälligkeit, die ich Dir nie erwiedern könnte. Lass' uns immer offen gegen einander seyn. Ich gestehe es Dir frei, daß mir selbst der Hofrath aus dem mittäglichen Deutschland sehr lästig ist; denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen soll. Er gehört zu den Menschen, von welchen man zweifelt, ob man sie in den Fasten genießen darf, oder nicht. Er hat Kopf und Herz, nnd eine Mutter hat ihn gesäugt, wie uns auch; aber sein rothes Blut ist kalt, und statt Knochen hat er Gräten, die sehr biegsam sind, aber auch sehr stechen. Ich wage es nicht ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen schon wegschicken, und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reisen lassen. Wie gut ist es den Romanschreibern geworden! Wer ihnen gefällt, den rufen sie her, wer ihnen

lästig ist, den schicken sie fort. Brauchen sie Geld — mit einem einzigen Federzuge schaffen sie sich Millionen; sie machen schönes Wetter, belohnen treue Liebe, und schaffen sich einen Nebenbuhler, auf die schönste Art vom Halse. Bei allen Festen finden sie sich ein; Jammer und den grausesten Schlachten, sehen sie sicher und bequem aus ihrem Fenster zu. Daraus lerne, lieber Leser, daß um glücklich zu leben, man sein Leben, als einen Roman betrachten müsse. Sehe deine Leiden als gedruckt an, dann drücken sie dich weniger; dann haben selbst die Thränen ihre Lust, selbst die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch so schlimm, doch die Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem lezten Blatte, das dir diese Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Essen, und mein Vorschlag die Börse zu besuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Thor traten, sah ich vor mir, aus dem Gasthofe kommend, eine lange hagere Gestalt schreiten, die mir bekannt schien; sie machte große Schritte und ich mußte eilen, sie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Waller, es war mein lieber langer Heinrich, mein unvergeßlicher Eselsritter, aus Montmorency. Ich

trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an sein Herz, und Thränen traten mir in die Augen. Auch in den seinigen schimmerte etwas; aber wer mochte entscheiden, was es war? Die herben und die sanften Züge dieses sonderbaren Menschen, waren wie Essig und Oehl immer getrennt, und wenn auch eine plötzliche Rührung sie einmal vermischte, so dauerte es keine Minute und sie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in seiner großen versteckte und heimlich drückte. «Wie, zum Teufel kommen Sie hierher?» — rief er aus. Heinrichs erstes und leztes Wort ist der Teufel, und in der Mitte seiner Reden kommt er auch oft vor; keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im Herzen, als er. Er wunderte sich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genossen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterstadt gefragt. So oft ich aber diese Frage an ihn gethan, hatte er immer geantwortet, ich bin ein Plattdeutscher, und erst spät merkte ich, daß er damit sagen wollte: ein platter Deutscher. Ja, als der Orientalist Langles in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er sey, hörte ich ihn antworten: Je suis du pays de philistins, und der ar-

tige Franzose lächelte, als hätte er ihn verstanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und staubigem Pflaster, das keine Gieskanne erfrischte — die Polizei . . . war zu blöde darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener schönen frischen Tage, in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Cope, und wie oft wir dort mit ihnen, aus deutscher Säure, französischem Zucker und englischem Geiste uns ein Gespräch bereitet, das uns, wie Punsch erwärmte und belebte. Wir sprachen von andern Dingen und unter hundert Fragen ohne Antwort, kamen wir an den Braunfels. Laßt uns zurückgehen, die Börse ist schon aus — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Schaaren entgegen, zwölf, zwanzig in einer Reihe, und sie hielten, wie Räder (Räder sind sie auch, nur nicht am Wagen sondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlassend. Welch' ein liberales Volk, wie es die Oeffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das sie nicht auf freier Straße, vor aller Ohren verhandelten. Und welch' ein gründliches Volk! Nichts ist belehrender, als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Reden begleiten. Ich bemerkte unter

ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen, und wünschte ihnen Glück. Sie dankten, schmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaschen. Waller wollte wissen, was den Hebräern Gutes wiederfahren, daß ich ihnen Glück gewünscht. Ich erzählte ihm, sie hätten gestern die lang ersehnte Erlaubniß zur Verheirathung ihrer Kinder bekommen. «Wie — fragte Heinrich — wollten sie denn in verbotenen Graden heirathen?» Nein, erwiederte ich; aber hier darf kein Jude ohne Erlaubniß heirathen. — «Wird ihnen denn diese Erlaubniß zuweilen versagt?» — Gesetz ist, daß allen Juden das Heirathen verboten; nur funfzehn Paare jährlich werden ausgenommen. — «Aber das ist schändlich, das ist ja ein wahrer Bethlemitischer Kindermord.» — Nicht doch! Freuen wir uns vielmehr, daß die Menschlichkeit so große Fortschrite gemacht; selbst die Henkerkunst hat sich veredelt. Giebt es denn eine sanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängniß zu tödten? Es sind noch keine viertausend Jahre, da hatte ein Aegyptischer Pharao, auch den staatswirthschaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; doch das Christenthum hat sanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heirathen. — «Das Christenthum? Seyd Ihr Menschen, seyd Ihr Chri-

sten?» — Und wie! Und welche! Wir haben heiße Protestanten, die, weil sich unsere Bürger im Vauxhall belustigen, alle Stunde für diese Stadt, das Schicksal von Sodom und Gomorha fürchten, und welche die katholische Kirche mit der Babylonischen Hure vergleichen, weil sie verstattet an Feiertagen Kirschen zu verkaufen. Auch sind fromme Katholiken unter uns, die sich für Heilige halten; weil sie sich von der Vernunft erlöst fühlen. — «Und das Recht, die Menschlichkeit?» — Recht und Menschlichkeit, guter Waller, sind weltliche Dinge, von denen sich ächte Christen, die nach himmlischen Gütern streben, nicht zerstreuen lassen. — «Und die Juden, dulden sie diese Mißhandlung ohne Murren?» — Ihre Metalliques und Bankactien werfen ihnen fünf Procent ab, und die unverzinsliche Ehre ist ihnen ein Wisch.» — Wie der Herr so der Diener — sagte Heinrich, ballte die Faust und rief: o Gott, o Gott! — Ich kannte dieses bewaffnete Gebet... Wir hörten die Tischglocke läuten. Aleph, Beth, Lammet, Kuf, und noch viele andere Juden, fanden sich mit im Schwane ein, sie kamen auch, des Sauerkrauts wegen. Diese edlen Gäste lieben das Solperfleisch sehr; sie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, sie verzehren das versäumte Schweinefleisch für ihre

frommen Voreltern mit — ein schöner Zug kindlicher Liebe!

Ich freue mich sehr auf das Essen, das war ein langer Vormittag! Ich sezte mich bei Tische zwischen Waller und den Rechtsgelehrten, beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich, hatte ausser der Jurisprudenz auch noch Kameralwissenschaften studiert, und sich zum geschickten Polizei-Künstler ausgebildet. In weniger, als einer Stunde, hatte er von Wallers Lebensverhältnissen mehr erfahren, als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen, wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ sich nicht dadurch vom Ausforschen abhalten; denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlauheit, ihre Schätze in unverschlossenen Schränken am sichersten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr, als klug war. Darum störte ich das Frag- und Antwortspiel. Uns gegenüber saß der Legationsrath von Fistel, den ich sehr liebe, weil er mich einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßstunde, hundert verschiedene und bestimmte Fragen an den Legationsrath richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder nein zu sa-

gen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrath und Waller schienen sich zu kennen, und grüßten sich freundlich; doch Heinrich grinste etwas dabei. «Der Teufel soll ihn holen» — murmelte er mir ins Ohr, und sezte dann nach und nach, vermischt mit mehreren Gläsern Wein, folgendes hinzu. «Ich sollte ihm zwar gut seyn, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung; aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, so drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch aussieht, wie ein Mensch. Ist er denn Einer? Ein gewöhnlicher Lakai trägt einen rothen oder gelben Kragen, steht hinter dem Stuhle seines Herrn, macht sich hinter seinem Rücken über ihn lustig, und hat seine eigenen Gedanken. Aber so ein diplomatischer Lakai! Alle seine Eingeweiden stecken in Livree, wie er selbst; sein Kopf und sein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand; was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verschweigen soll, alles ist ihm vorgeschrieben. Wenn er niesen will, muß er nachsehen in seiner Instruction, was darüber bestimmt ist. Gestern fragte ich ihn, was der Kourier, den Rothschild von Paris bekommen, Neues mitgebracht? Die ganze Stadt sprach von dem Kourier. «So! ist ein Kourier angekommen?» fragte der Legationsrath. Das

war seine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: wo waren Sie gestern bei dem schrecklichen Donnerwetter? — er hätte, statt zu antworten, gefragt: Wie, hat es gedonnert? Und sein Sprechen! Wie er es nur anfängt die Consonanten so weich zu bekommen! Er spricht so leise, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er gesagt hat. Ce langage desossé macht mir ganz übel; das fließt, wie Suppe, das Ohr hinab, und ohne zu hören hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute schöne Wort: Donnerwetter. Ich war erstaunt, erfreut und versöhnte mich mit ihm; aber es war nichts, als ein Gichtstich, der ihn ausser Fassung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tische, und er mußte acht Tage das Bett hüten.»

«In welchen Diensten steht der Herr Legationsrath?» fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem leztern gegenüber liebte ich selbst zu diplomatisiren, und ich antwortete ihm: in Schen-Diensten — ich brachte nämlich nur die adjektive Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verschluckt hatte. — «In welchen Diensten.» — In Schen-Diensten, antwortete ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erscheinung eines ungeheuren Rehbratens, allgemeines

Erstaunen erregte, und am ganzen Tische alle Gespräche in Stocken brachte. Während der Ferien-Minuten, da ich nichts zu hören, nichts zu sprechen, und nichts zu essen hatte, fiel mir der fremde Narr von diesem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei, und fragte ihn: wo denn der Narr wäre? Da sizt er ja, antwortete er mir leise. Ich sah umher und gewahrte nur bekannte Gesichter. Aber wo denn? — Ei neben Ihnen. — Wie! rief ich erstaunt, mich halb vom Stuhle erhebend, doch nicht Herr Waller? — Freilich Herr Waller ist's. — Das ist himmlisch! Dachte ich bei mir, und ich jubelte über Wallers Jubel, wenn ich ihm seine Standeserhöhung mittheilen würde. Doch wollte ich ihn jezt nicht stören, ich sah ihn im Lesen der Postzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufsparen bis zum Nachtische.

Der Kellner, der mir den Narrenbescheid gegeben, war gerade mit Abräumen beschäftigt, als ich ihn hergerufen, und so geschah es, daß er durch meine Fragen zerstreut, eine der sechs Schüsseln, die er unerklärlicher Weise in einer Hand getragen, vorwärts neigte, und ihren Inhalt, den Rest einer köstlichen Puddings-Sauce von Arrak, über Wallers Kopf ausgoß; sie strömte auf die Postzeitung herab und würzte diese ungewöhn-

lich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Jauchzen war es zu nennen, und rief: Der Popo, der Popo ist naß, der ganze Popo ist naß! Wir alle verwundert fragten: Welcher Popo, wie, wie so? Selbst der Legationsrath lachte und fragte. Wie Herr Legationsrath? — fragte Waller mit der ernsthaftesten Miene von der Welt — und das wissen Sie nicht? Sie wissen nicht, daß der russische Kaufmann Popo, Commerzienrath geworden. Da lesen Sie. — v. Fistel, nachdem er gelesen, legte sein Gesicht in ehrerbietige Falten, und sagte: freilich, das ist wichtig, das ist sehr löblich; zur Ermunterung des Handelsstandes ist der Kaufmann P o p o w — so heißt er, nicht P o p o, — zum Commerzienrath ernannt worden. — Nun, Popow, oder Popo, erwiederte Waller, die Gläser vollschenkend, er soll leben! Der Semipalatinskische Stephan Popow soll leben! Und der Schewskische Jacob Filatow, der auch Commerzienrath geworden, soll auch leben! Jezt noch eine Gesundheit meine Herren! Der Gerbergesell aus Cassel soll leben, der die Frau von Mutzig aus dem Wasser gezogen. Heil ihm! — Frau von Mutzig, von Mutzig? — sagte der Legationsrath, sich die Stirne reibend — die Familie sollte mir bekannt seyn. — Bemühen Sie sich nicht — bemerkte Waller — es ist keine

Frau von, sondern eine aus Mutzig, nur eine Wäscherin. Da lesen Sie. — « Eine Wäscherin zu Mutzig ist in die Brausch gefallen, und wäre unfehlbar ertrunken, wenn sie nicht ein Gerbergeselle aus Hessen-Cassel aus dem Wasser gezogen. » . . Und was sagen Sie dazu, daß der Garten-Inspector in . . wo steht es doch? . . nein es stand gestern darin. . . Nun gleichviel; ein Garten-Inspector ist Hofrath geworden. Er soll leben meine Herren! Aber welche schöne Neuigkeiten liest man alle Tage in Euerer Post-Zeitung, wie belehrend ist sie! — Ja wohl — sagte der Legationsrath — sie ist mit großer Umsicht geschrieben. — Mit Umsicht und Einsicht, und Nachsicht und Vorsicht und Rücksicht bemerkte Waller. Gestern stand darin . . . . Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da.

Heinrich ging hinaus, und kam bald darauf, mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schlößchen von Messing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäste (die Tafel war aufgehoben) stellten sich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jüdischen Gäste waren gespannt. — « Meine Herren, fragte Waller, kann mir keiner von Ihnen sagen, wie hoch die Darmstädter Loose stehen? » —

Fünf und dreißig, antworteten sieben Juden zugleich, mit seltener Uebereinstimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus — Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten spöttisch die Achseln und gingen fort. Waller sezte sich nieder, breitete die Zeitungen vor sich aus, und sprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Viertes Kapitel.

Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und ich dulde keinen Widerspruch, denn ich habe immer Recht! Wer mich unterbricht, den erkläre ich für einen Ruhestörer, und, nach Umständen, für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich sehe, Sie sind verwundert, Herr Legationsrath, aber das wundert mich gar nicht; denn mich selbst wundert, daß ich noch nicht Minister geworden bin. Sie sind auch ein Mann von Verdienst, Herr Legationsrath, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchste Stufe der Ehre noch nicht erreicht, so weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jezt schon verachten und meiner besonderen Meinung sind, daß am Tacitus nicht viel ist, ob ihn zwar alle Welt lobt. Sie kennen seine Germania — wie wird

sie gepriesen! Nun was ist's? Hier, meine Herren, hier die Postzeitung, das ist die wahre Germania. Besser und schöner als Tacitus unterrichtet sie uns von der Deutschen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfassungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Postzeitung hat die wahre kurze Kürze. Jener brauchte viele Kapitel, sein Deutschland zu beschreiben, diese braucht oft nur ein Wort dazu. Gestern erzählte sie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verstorbenen Dichter ein Legat bekommen. Nicht, daß das arme Mädchen Vater- und Mutterlos gewesen, nicht, daß ein edler Mann ihr sein Vermögen hinterlassen, bewegte die Postzeitung; nein, daß das Fräulein eine Geheimrathswaise ist, entlockte ihr Thränen. Geheimrathswaise! Liegt nicht Deutschland, wie es war und ist, in diesem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, meine Herren, daß ich die Deutschen in zwei Klassen theile: in Hofräthe und in solche, die es seyn möchten. Aber es ist betrübt; wie Wenige sind Hofräthe und wie Viele möchten es seyn! Ach, wenn ich ein deutscher Fürst wäre, es sollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte sie alle zu Hofräthen ernennen; wenigstens zu Höfräthen. Und ohne Unter-

schied des Standes, der Geburt, des Reichthums, des Geschlechts, der Bildung und des Alters: sie müßten alle Hofräthe seyn. Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen einer stirbt, — und es geschieht oft, daß Einer nur darin stirbt, wie er nur darin gelebt — und der Verewigte war Doctor, und hatte sonst noch einen und den andern Titel: so vergißt das Wochenblättchen nie, diese Titel alle herzunennen, und man hat kein Beispiel, seit Carls des Großen Zeiten, daß je einer vergessen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Mensch überhaupt, und ein Zeitungsschreiber insbesondere, für ein sündliches, gebrechliches und vergeßliches Wesen ist, und sezt darum in seinen Todtenlisten den Titeln der Verstorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menschen haben Titel? In Deutschland höchstens der zehnte Mensch. Wenn ich aber Fürst wäre, dann sollte es anders werden, dann müßte es eine Lust seyn, in Deutschland zu leben und zu sterben. Dann würde man im Wochenblättchen lesen: «Am 13. dieses, starb S. T. Herr Hofrath Schinderhannes, nach kurzen Leiden am

Hängen im 36. Jahre seines thätigen Lebens.» Wie würde dieses zur Vaterlandsliebe anfeuern! Welches andere Volk verdiente mehr, als das deutsche, daß man ihm wohlthue nach seinen Wünschen? Zeigt seine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorsames Volk ist, das mehr, als Reichthum und Schönheit, und Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur bekommen, diejenigen schätzt, die es seinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigsten Volke herab ist die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung-Stilling gehört — er war ein Schwärmer — doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, so wird Ihnen doch sicher bekannt seyn, daß er Hofrath gewesen. Dieser Schwärmer und Hofrath Jung-Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode seiner Gattin Prorektor der Universität Marburg. Da besuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruhestätte seiner geliebten Selma zeigen. Er führte sie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Todtengräber auf den Grabeshügel der längst Verstorbenen und sagte feierlich: «Hier ruht die selige

Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung.» Einen so schönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Gesinnung — sucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiste mit der Post durch Leipzig, und während man die Pferde wechselte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienstmädchen nach einem Laden. Diese führte mich in's Passagierzimmer und sagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: Frau Oberpost-Kofferträgerin, der Herr da wollen eine Nachtmütze. Ich brauche nur eine, antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Residenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmann zu Tische gebeten, stellte ich mich etwas zu frühe ein, und beschäftigte mich unterdessen, die Namen der Gäste zu lesen, die, auf Karten geschrieben, auf den Tellern lagen. Wir saßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Ober-Kriminalräthin, Herr Finanzrath, Frau Oberzahlmeisterin, Herr Hoftheater-Intendant, Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeister, Frau Geheime-Legationsräthin, Herr Obertribunal-Rath, Frau Geheimeräthin, der Wirth, Frau Stempeldirectorin, Herr Ober-Kriminalrath, Frau Finanzräthin, Herr Obersteuereinnehmer, Frau

Hoftheater-Intendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalräthin, Herr Stadt-Director, Frau Staatsräthin, Herr Geheimer Legationsrath, Frau Stadtdirectorin, Herr Geheimerath, Frau Polizei-Gerichts-Assessorin, Herr Stempeldirector, die Wirthin, Herr Staatsrath, Frau Salinen-Inspectorin, Herr Salinen-Inspector, Frau Obersteuereinnehmerin. Die Polizeigerichtsassessorin war Wittwe, ich aber saß himmlisch zwischen zwei schönen Frauen. Die Frau Oberkriminalräthin war das sanfteste lieblichste Geschöpf von der Welt, und die Frau Obersteuereinnehmerin war sehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirth und die Wirthin, so liebe gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen ansehen, sie waren die einzigen ohne Titel; doch tröstete ich mich damit, daß sie geborene Franzosen waren und ihr Unglück weniger fühlen mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum giebt — doch als Christ, Herr Legationsrath, glaube ich an übernatürliche Kräfte — so giebt es nach der deutschen Naturkunde keinen titellosen Raum. Die feine, unsichtbare, ätherische Titular-Substanz durchdringt alle geschaffene Wesen, sie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Theile unseres Seyns, Geist und Herz, Denken und Empfinden, Wünsche und

Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unserer Sprache, man findet sie in Hauptwörtern und Hülfswörtern und Zeitwörtern, in Adjectiven und Adverbien und Präpositionen, in Declinationen und Conjugationen. Man nennt das deutsche Volk breit, man sollte es ein hohes nennen, es erhöht alles. Es dehnt sich zwar auch in die Breite aus und sagt: allverehrt, allgeliebt, doch uur erst, wenn es bis in den höchsten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber so lange als möglich erhöht es das Wirthschaftsgebäude seiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menschen, hohe, höchste und allerhöchste Personen... Es hat hochpreißliche Gerichte und ein hohes Ministerium; es hat eine hochlöbliche Theater-Intendanz und es spricht von hochderselben. Es hat hohe Leichen und eine Prinzessin nimmt den Eisenhammer in hohen Augenschein. Bei Hofe geschehen hochwichtige Ereignisse, und werden hochfestliche Tage gefeiert; fürstliche Personen sind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthe's Jubeltag geschlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wissen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Person ist. Wissen Sie aber, warum Göthe eine hohe

Person genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, sondern weil er Minister ist. Die Oberpost-Amts-Zeitung — sagen Sie nicht, meine Herren, daß ich spät zu ihr zurückkehre, denn ich habe sie keinen Augenblick verlassen; konnte ich sie schöner loben, als indem ich Deutschland lobte? — die Oberpostamts-Zeitung nennt sich nur so aus Bescheidenheit, sie ist aber eigentlich eine Oberamts-Zeitung überhaupt. Alle Fläßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt sie in einem schönen breiten Strom, der den Deutschen heilig ist und den sie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liste von Standeserhöhungen ist ihr eine Genesis, das erste Buch Mosis; ein Steckbrief ist ihr eine canonische Schrift, und sie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inseratgebühren, in ihren Text auf. Was aber sonst gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menschheit, das erzählt sie, wenn sie Lust und Laune hat, in wenigen apokryphischen Zeilen. Wird die Oberpostamts-Zeitung versäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensvertheilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titularbewegungen der Menschheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, sie kennt zu gut ihre hohe und schöne Bestimmung. Hier, meine Herren,

lesen Sie ein Verzeichniß von zwei und vierzig Frauen, mit ihren Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuz-Ordens-Damen geworden; hier eine Liste von sieben und achtzig Russen, welche in der Armee befördert worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liste von sieben und sechszig Namen. Wie schade, daß alle diese Namen so unaussprechlich sind, und dem Gedächtnisse zarter deutscher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger liest: Der Fähnrich Tschawtschawadsew, der an der persischen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde liest, der Podolier Prscherakowskji habe «für seine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuschrecken» den St. Annen-Orden dritter Klasse erhalten, so freut sie das gewiß, es entzückt sie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß sie nicht wissen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuschrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeister auch nicht sagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Direktor der Stadtschule zu Linz zum Direktor des Gymnasii in Dören ernannt worden; hier, daß ein Parmesanischer Baron den Leopolds-

Orden, und hier, daß der Oberstkammerjunker eines kleinen deutschen Staates das Prädikat «Excellenz» bekommen. Die Oberpostamtszeitung erspart den Leuten von Stande das Porto, und sie brauchen sich ihre Familienereignisse nicht brieflich mitzutheilen, wie wir. Ach! ich wollte ich wäre ein Kourier, dann würden meine Freunde aus der Postzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereist und sie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpostamts-Zeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, so umgiebt sie ihn mit einem so großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie sie geheißen, als sie noch lebte. Wir lesen: «Heute Morgens um 6 Uhr starb dahier der Königl. Kämmerer, Ritter des Civilverdienstordens, Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise, Abgeordneter zur Ständeversammlung des Königreichs, ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften rc. rc., Freiherr von» . . . jezt halten wir am Namen, wir sind gespannt; aber ehe wir zu ihm gelangen wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Besuch in's Zimmer treten und uns stören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich gestorben. Das mildert freilich die Trauer.

Es giebt gemüthliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung, bürgerlich-romantisch begraben lassen; aber die beleidigte Natur rächt sich immer, man soll nie gegen seinen Genius, gegen die Stimme des Gewissens handeln. In solchen Fällen bekommen wir zu lesen: «Den 6. November nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Besuchsreise zu seinen Geschwistern, den treuen, liebevollen Vater» — so schnell geht Verachtung der Titel in Gotteslästerung über! Die Oberpostamtszeitung berichtet uns treu, ein neugeborner Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangelist, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborne Prinzessin den Namen Maria, Auguste, Friederika, Carolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen sich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in solchen häufigen Fällen wird, wo sie viele Zeilen sparen können, und kürzere Zeit eingesperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpostamts-Zeitung mit Unrecht vor, sie verbreite manchmal sogenannte liberale, nämlich revolutionaire Nachrichten und Grundsätze; doch wenn es auch wahr

wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe sich das verhüten! Wäre ich ein Fürst, so ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzessinnen, das ganze Land Gevatter stehen, so daß der neue Prinz und die Prinzessin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, sechs Millionen, zwölf, zwanzig, dreißig, funfzig, ja wenn ich Kaiser von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürsten würden meinem Beispiele folgen, und dann wollte ich doch sehen, wo die Postzeitung Raum fände, revolutionaire Grundsätze zu verbreiten. Auf diese Art könnte eine weise Staatsverfassung die Presse lenken, ohne zur verhaßten Zensur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, scheint Ihnen nicht auch, daß hier unser Postgaul vorwärts möchte, der Postillion aber immer zurückhält, sieht und bläst? So ist es ganz unverkennbar. Doch wenn Sie daraus schließen wollten, das Pferd habe mehr Verstand, als sein Reiter, so würden Sie beiden Unrecht thun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verstand haben, als sein Reiter, und ein geschickter tüchtiger Reiter will seinem Pferde nicht allen Verstand rauben, sondern nur den größten Theil davon. Ist es nun auch ganz offenbar, daß unser Gaul in die Zukunft galloppiren, unser Postillion

aber sich in die Vergangenheit retiriren möchte, so ist dieses doch kein Divergiren der Meinungen zu nennen, sondern — von Seiten des Pferdes, ein Phantasiren, und von Seiten des Reiters, ein Moderiren, Retardiren, Genieren, Antistimuliren, Chicaniren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch lassen wir uns zu keinen Ausschweifungen verleiten. Ueber die großen Angelegenheiten der Menschheit vergißt die Oberpostamts-Zeitung die kleinen der Menschen nie; denn sie schreibt nicht blos für Thron und Altar, sondern auch für die Küche. Nachdem sie uns mit den Namen aller neu geborenen Prinzen und Prinzessinnen, nachdem sie uns mit allen neu geschaffenen Ordensrittern, mit allen frischgeprägten Hofräthen, geheimen Hofräthen, Finanzräthen und Justizräthen, nachdem sie uns mit den Reisen aller Kouriere, und mit der Zahl der Postpferde aller hohen Reisenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht; nachdem sie alle Revüen aller stehenden Heere, Compagnie nach Compagnie vor unsern Augen vorübergeführt; nachdem sie alle Hof-Feierlichkeiten erzählt und zwar zu besserm Verständniß zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mittheilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beschreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, so Hoffnung und Genuß, Möglichkeit mit Wirklichkeit, Er-

wartung mit Erinnerung vergleichend — nachdem sie dieses alles gethan, erzählt sie auch die mikrokosmischen Ereignisse der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines Schlesischen Barons ein Kürbis wachse, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt, und 78½ Pfund wiegt; daß ein Kaufmann im Sächsischen, weil seine Henne auf die Gasse gelaufen, 21 Groschen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte, und daß unter der Ringelhardschen Truppe in Cöln die Desertion überhand nehme, der Tenorist Ulrich, die solideste Stütze der Oper, sich entfernt habe, und selbst die liebliche Mamsell Peche, was fast unglaublich scheine, ihm untreu geworden sey. Aber am liebsten und wärmsten verweilt die Postzeitung bei Jubelfesten. Wenn ein Ehepaar seine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Canzelist, nachdem er funfzig Jahre abgeschrieben, seinen Dienstjubeltag feiert und ein Belobungsschreiben erhält, erzählt uns dieses die Postzeitung mit Thränen, und sie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine solche Feierlichkeit «gewiß eine seltene» zu nennen; aber sie spricht nur so aus Bescheidenheit, ihr eigenes Verdienst zu schmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß sie uns nicht eine solche seltene Feierlichkeit erzählte.

Was nun die sogenannten Original-Artikel und Privat-Correspondenzen betrifft, mit welchen sich andere Blätter eitel schmücken: so hat die Oberpostamts-Zeitung sich von solchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie ist vorsichtig, sie nimmt nur bewährte Nachrichten auf, und sie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten, wenn sie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch giebt es allerdings Fälle, wo die Postzeitung schaffend hervortritt, und alle europäischen Zeitungen, bei welchen sie das ganze Jahr zu Gaste geht, selbst bewirthet. Dann ist ihr Gastgebot reich und prächtig, nnd sie zeigt, was sie könnte, wenn sie wollte. Solcher wichtigen Fälle sind vier an der Zahl. Sie ereignen sich, erstens: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürstlicher Personen, dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt, officiel mitgetheilt werden. Zweitens: wenn die englischen und französischen Posten in Frankfurt ausgeblieben; diese Nachricht theilt die Postzeitung zuerst mit. Den dritten Fall bilden die Auszüge aus dem Spectateur Oriental, welche die Postzeitung, als erste Beisitzerin, mit dem Stempel Frankfurt bezeichnet. Die Tage, an welchen sie erscheinen, sind wahre Feiertage für den Censor, denn er

braucht sie gar nicht zu lesen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entstehen werden, daß er nichts darin gestrichen. Als die vierte Originalität ist die Nachricht von den Sonnenflecken zu betrachten, die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchst originellen Berichte von den Fässern, die auf dem gefrorenen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet, denn da ein solcher Frostjubel sich in jedem Jahrhunderte nur einmal begiebt, so verdienen diese Säkularfässer, ob es zwar Jubelfässer sind, keine Berücksichtigung. Die leichten Franzosen verflüchtigen alles, und machen alles beweglich; wir standhaften und vollwichtigen Deutschen aber, verdichten alles und machen alles nagelfest. Die Franzosen können auf Pfänder borgen, sie haben Mobiliar-Vermögen; wir Deutschen aber können hypothekarische Schulden machen, wir haben Grundbesitz. Doch baares Geld ist leider selten bei uns. Unsere Wechsel à Dato hundert und funfzig Jahre sind die besten Effecten von der Welt; unsere Wechsel à Dato drei Monate aber, sind wahre Columbier. Ich merke, meine Herren, daß ich sehr ausschweife und mich verirrt habe, und es thut mir leid, daß ich Ihnen so streng untersagt, mich zurecht zu weisen. Aber Ordnung muß seyn. Den Fran-

zosen ist ein Buch fast nur ein Ereigniß, eine politische Schrift ist ihnen eine politische That; den Deutschen ist jedes Ereigniß ein Buch, und eine politische Handlung eine politische Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten war eine französische Schlacht; die Ermordung Kotzebues durch Sand eine deutsche Rezension mit Blut geschrieben. In diesem schönen vaterländischen Geiste denkt, fühlt und handelt — nämlich schreibt — die Oberpostamts-Zeitung. Eine geschehene Geschichte ist ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geschichte ist ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie theilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtausende, alte, mittlere und neue Zeit; sie theilt die Geschichte nicht in Epochen, Völkergeschichte, Staatengeschichte, Kriegesgeschichte, Kirchengeschichte, Handelsgeschichte, sie theilt die Wissenschaft nicht in Mathematik, Politik, Aesthetik, Theologie, Philosophie; sie theilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüsse, Meere — sondern sie theilt Welt, Zeit, Geschichte, Wissenschaft, und die ganze Erde in Zeitungen ein. Ob etwas geschehen, wann, wie und wo es geschehen, und ob es wirklich geschehen, oder nur erzählt worden — daran liegt ihr nicht; es liegt ihr nur daran, wie der Ort

heißt, wo die Zeitung erscheint, in welcher der Bericht des Geschehenen steht. Sie haben Mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermuthe, daß Sie nicht sehr bei Verstande sind, und diese Theorie der Postzeitung gar nicht fassen mögen. Ich will darum Ihrer Fassungsschwäche mit einigen Beispielen zu Hülfe kommen. Wenn die allgemeine Zeitung eine amerikanische Geschichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, so schreibt die Postzeitung: Augsburg den 12. März 1827. und unter dieser Rubrik berichtet sie eine alte Begebenheit aus Nordamerika. Sie schreibt: Aus Thüringen: Herr von Gruithuisen in München habe berechnet, daß der Mond in 30,000 Jahren auf die Erde fallen werde, und aus Franken: Mamsell Sontag habe in Berlin ein Concert gegeben, und Madame Vespermann sey in München gestorben. Warum schreibt sie aus Thüringen, aus Franken? Weil die eine Nachricht aus der Dorfzeitung genommen, die in Thüringen erscheint, die andere aus der Würzburger Zeitung. Hier, meine Herren, lesen Sie die Trauerode auf den Herzog von York, der in London gestorben, unter Aachen; hier unter Berlin 9. November den preußischen Zollvertrag mit Lippe, und Sentenzen über Liebe

und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollwesen, was die Liebe mit dem 9. November gemeinschaftliches? Sie verbindet der vaterländische Geist, der die Postzeitung beseelt, und den sie allem einhaucht, was sie berührt. Hier finden Sie unter Darmstadt eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Althessen in Neuhessen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung gesezt mit der Nachricht, daß eine Frau in Aachen, die sich durch warmes Wasser von der Gicht heilen wollte, an dem Versuch gestorben sey. Hier lesen Sie: Berlin — «der bisherige Oberlehrer am Gymnasio zu Wetzlar ist zum Director dieser Anstalt ernannt worden,» und gleich darunter: «In dem bei Voigt in Ilmenau erschienenen: Geheimniß sich beim schönen Geschlecht beliebt zu machen, seine Gunst und den Sieg über dasselbe zu erlangen, wird als das vorzüglichste Mittel ein aufwärtsstrebender Leibesschnitt empfohlen.» Hier können Sie lesen: Augsburg, 16. August. «Ein russischer Kourier, der in Bukarest angekommen, hat ausgesagt: Ibrahim Pascha sey gefangen» ... «Der Einsiedler giebt es wohl mehr, als man glaubt.» Hier München: Die Kammer der Reichsräthe hat den Gesetzentwurf über das Gewerbswesen verworfen. Dann folgt: ein humoristi-

scher Aufsatz über die physiologische Bedeutung der Füße. Hier Cölln: Die alten Landesscheidemünzen von Cölln, Trier und Aachen sollen aus dem Cours gesezt werden. Folgen: Aphorismen aus der Zeitschrift Merkur, die in Dresden erscheint. Hier: Bonn... Was wird uns die Postzeitung aus Bonn berichten? Wird sie von der Universität sprechen? Vom botanischen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von solchen Dingen berichtet sie nichts. Sie schreibt: «Bonn, vom 20. März. Der witzige Verfasser der Stapelia mixta hält dem Tanze folgende Lobrede... «Und nun wird in zwei langen Colonnen, nämlich in zwei Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Postzeitung, meine Herren, auf diese Weise, ein schönes Band um Alles schlingt, um Gott, Natur, Geschichte, Menschheit, Staat, Wissenschaft, Kunst, Ernst und Scherz; indem sie Alles in Einem sieht, Eines in Allem, und Alles auf Eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt sie jenes gottselige Leben, welches Thomas a Kempis so schön in den Worten schildert: Cui omnia unum sunt, et omnia in uno ridet, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esse et paciscii in Deo permanere; welchen Satz, Herr Geheimer Legationsrath, Sie in Flassau's Geschichte der

französischen Diplomatie umständlich erläutert finden. So, meine Herren, ist die Oberpostamts-Zeitung! Soll man sie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der sie geschrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem diese Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in diesem Lande wohnt? Habe ich Recht, Herr Legationsrath? Herr Doktor, habe ich Recht? Habe ich Recht, Karl?» . . . Nach diesen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menschenhand, er sah nicht, wem sie gehörte, er hielt sie für die Meinige — und sprach mit leiser flehender Stimme: «O Carl, gieb mir eine Geliebte, gieb mir einen Gott, gieb mir ein Vaterland. Ich fordere ja so wenig; gieb mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!» . . . Dann warf er sich auf einen Stuhl, verhüllte sich das Gesicht und weinte heftig. Alle Anwesenden sahen mit Verwunderung und Mitleid auf ihn, und Einer und der Andere sagte: es ist doch Schade . . . Armer Heinrich! Ach armer Heinrich!

Fünftes Kapitel.

Unter den nachzechenden Gästen, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein stattlicher alter Mann, der sich uns schon bei Ti-

sche bemerklich gemacht hatte. Er aß und sprach wenig, und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte seinen blühenden Kopf, und man hätte nicht zu unterscheiden gewußt, ob er früh gealtert, oder ob er die frische Jugendkraft sich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und schweren Arbeiten gewinnt, und das Maaß und die Ordnung in allen seinen Bewegungen, ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höhern Jahren stand. Der Rechtbewaffnete, sonst unbekümmerte Waller, hatte seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und seinen Beifall zu verdienen gesucht; denn so unbedacht er auch sprach, so besonnen sprach er doch zugleich, und wenn er auch seine wilde Phantasie nicht einzuhalten vermochte, so wußte er sie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte alles, was sich rechts und links auf seinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ sich nicht prüfen. Doch einmal geschah es, daß er Heinrich fragte, wie viel Uhr es sey, und als dieser geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiederte der Alte: das merke ich. Er verließ vor uns den Saal, und strich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkasten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihm dem Spotte der Anwesenden, und seinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich schlug

ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechkasten unter den Arm, ihn auf sein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauftragen zu lassen, und sich die Treppen zu ersparen, fragte er bitter: soll ich unser theures Vaterland einem Lohndiener anvertrauen? — Geschähe dieses denn das erstemal? erwiederte ich: so ließ er sich lenken und wir gingen fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Thore, die früher, wie finstere Wärter, unsere schöne Stadt hüteten, jezt wie freundliche Wirthe an deren Eingang stehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten süß, und mit ihren Blättern buhlte die schmeichlerische Luft. Nur daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unsere Freude störte. In Paris — bemerkte Heinrich — auf den Boulevards wo mehr Kutschen fahren, als hier Fußgänger sind, wird man vom Staube nie belästigt, denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Wasser begossen. Hier aber, wie überall in Deutschland, wendet die Polizei ihre Aufmerksamkeit mehr auf Personen, als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgesellen, die Dienstboten, die Schriftsteller, die Reisenden, beauf-

sichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß, und er kann hingehen, wo er will. Ich bemerkte, das käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erscheint. Jezt fühlte sich Heinrich auf die Schulter geklopft; er sah zurück, es war der freundliche Alte. Junges Blut, sprach er, Ihr thut wohl euch abzukühlen! — Junges Blut! erwiederte Heinrich lächelnd, ich bin viel über dreißig Jahre alt. — Wenn auch, bemerkte der Alte, nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm ist das Leben. — Der freundliche Mann schloß sich uns an, faßte bald den Zügel der Unterhaltung und lenkte sie wohin er wollte. Eine Nachtigall im nahen Gebüsche sang ihr schönes Lied. Wir blieben stehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch, wie jezt, dem Gesange einer Nachtigall gelauscht, und wie die vielen tausende Franzosen — es war ein Sonntag — die aus Paris und vom Lande zum Kirchweihfeste gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle so von Herzen fröhlich — wie aber alle jene Tausende, unbekümmert vor dem grünen Häuschen der süßlockenden Schönen vorüberzogen, und wir zwei Deut=

sche allein, ihren süßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche ansahen, und wie sie neugierig waren, was uns so fest gezaubert! — Das wundert mich gar nicht, bemerkte unser Begleiter, die Nachtigall singt dem Deutschen am schönsten, sie singt deutsch, sie ist ein deutscher Vogel. Heinrich bemerkte: sie ist ein Zugvogel und sie kommt aus Asien. — Das hat sie mit jener Freude gemein, erwiederte der Alte, und aus Asien kommen die Deutschen auch. — Heinrich sagte: doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht, als die Kastenliebe, und die Lehre von der Seelenwanderung. — Die Seelenwanderung! rief ich zweifelnd aus. — Ja, sprach Heinrich mit Lachen, wir glauben, daß die Seele eines Hofraths, wenn dieser fromm gestorben, in den Körper eines geheimen Hofraths übergehe, wenn er aber in Sünden dahin geschieden, in die thierische Hülle eines Bürgers ohne Titel. — Der Alte sagte mit Lächeln: ich bin auch ein Hofrath; doch, lieber Freund, ich wünschte sehr, daß Sie meinen Rath mehr achteten, als meinen Hofrath; Sie sind zum rechten Ziele aber auf falschem Wege. Doch — es scheint mir, daß Sie dieses Land der Hofräthe, und diese Stadt, worin die hochedle Postzeitung erscheint, nicht gar zu sehr hassen; ich sehe Sie

ja schon lange hier in Frankfurt. — Nicht doch! erwiederte Heinrich. Ich wohne in Paris, und reise nur jährlich auf wenige Monate nach Deutschland; ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu stärken. — Daran thun Sie sehr wohl, Herr Waller, Sie haben es nöthig, bemerkte der Alte trocken, indem er sich auf eine Bank niederließ. Heinrich erröthete, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu seinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte sich bald verzogen, und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und sprach: Ich bin ein Deutscher und bin stolz darauf es zu seyn; doch immer erröthe ich dessen, wenn ich höre, daß Deutsche selbst ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreissen, das Natur und Geschichte so ernst und heilig knüpften, und, um die schnöde Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das süße Gefängniß brechen, in das uns die Liebe einschloß, um uns wohlzuthun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird seinen Vater schelten; und kann er ihn nicht lieben, so wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht achten, so wird er ihn doch ehren, und wird jeden streng zurechtweisen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt. — Heinrich stellte sich mit verschränkten

Armen vor den alten Prediger und sagte: Vaterland! Vater! Wir? Unsere gute Mutter, sagen böse Leute, wäre sehr zerstreut gewesen und wir hätten viele Väter. Sollen wir sie alle oder welchen sollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwissenden Kinde erzählte man, ein Erzbischof sey sein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er sey ein freier französischer Bürger. Dem Jünglinge schlug hoch das Herz, wenn die Heere seines großen Kaisers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann sein Herz verschloß, und seinen Verstand aufthat, und umherblickte, sah er sich im Darmstädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterstadt spazieren, bin ich rechts ein Oestreicher und links ein Preuße. Wen, was soll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein stolzer Republikaner seyn? Soll ich nach Frankreich hinüber schauen? Soll ich als braver Darmstädter, eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags sprechen? Soll ich meine kindliche Liebe zwischen Stadt und Festung theilen? Soll ich östreichische Gesinnungen, soll ich preußische Gefühle hegen? Oder soll ich ein deutsches Bundes-Herz haben? Ja, ein buntes Herz müßte ich haben, sollte ich alle meine Väter ehren, sollte ich alle meine Vaterländer lie-

ben! — Wir mußten über Wallers Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte erwiederte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, so wollen wir alle lieben, die unsere Mutter geliebt, und sie gewiß, denn sie ist gewiß nur eine. Sie hat uns gesäugt, gewartet und groß gezogen. Sie lehrte uns, Vater, Mutter, Gott lallen und alle die schönen ernsten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unsere kleinen Wünsche kund thun, unsere Nahrung fordern, unsere Schmerzen klagen und unsere Freude jubeln. Sie beantwortete die ersten Fragen unserer jungen Wißbegierde, erzählte uns vom Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachsenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit, in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die süße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmey, die frohen Tage unserer Heimath zurück, und flötend begleitet sie uns durch das ganze Leben, über Lust und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat sie auch sich vergessen, doch nie uns vergaß — die Sprache sie ist unsere Mutter, wir wollen unsere Muttersprache lieben. Sie

vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke, und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache; wenn auch geschieden, doch nicht entfernt wohnen und wo, sammelt auch nie ein gemeinschaftlicher Saal uns zur ernsten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an der Thüre begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder sind. Welche Sprache darf sich mit der Deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und so mild, als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dollmetscherin aller Sprachen die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwazt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und gold und silbern malt und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille

Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich sezt und spricht: Ich bin Ich — alles, alles, übersezt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwazt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt und nur der Deutsche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unsere Sprache ist herrlich! Aber — sezte er leiser hinzu — wir dürfen sie nicht gebrauchen. — Wir dürfen sie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Hasse ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das sanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hilft das starke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen schrecken. Die Sprache ist die Scheide der That; wir erheben das umhüllte Schwert, und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein spottendes Lachen aus, und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eisen steckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man sie Kindern in die Hände giebt. Man belustigt sich an unserm Spielen, lacht über unsere heiße Kampfbegierde; doch

wenn wir es zu ernst treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patscht unsere Tapferkeit und stellt uns hinter den Ofen. Wir sind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht sich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuschen wir. Nein, nie wird mir dieses Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in diesem Lande, mit seiner launischen Luft, seinem zänkischen Himmel, seinem weinerlichen Frühlinge und seinem verdrüßlichen Herbste. Wo sind unsere Alpen zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens, flach und sandig sind? wo ist der Reigen, der im Gekreische der Welt uns zurücklullt in frohe stille Tage? Wo ist der heimathliche See, der in unsere Schmerzen lächelt? Wo ist der Puls des Volkes, an dem man die Schläge seines Herzens fühlt? Wo sind die Denkmähler unserer Geschichte? Welche Großthaten haben unsere Voreltern hinterlassen? Das wenige was sie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erstgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürstet, nach so vielen gesalzenen Tagen, und wir suchen einen frischen Trunk an der Quelle unserer Zeit; wenn uns heiß ist in der dürren

Gegenwart, und wir suchen Schatten unter den Bäumen deutscher Geschichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In sandiger Mark «trockenes Brod und saures Bier» und vor dem «Wirthshaus ohne Gleichen» steht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel, falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze rascheln. Wir suchen Wein und finden Bier, suchen kühlen Wald, und finden Stammbäume nakt und kahl. Diese Herrenhuterstille des Volks, diese Magisterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenstolz der Reichen, der düstere Hochmuth unserer Großen, das linkische Wesen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo sind die Liebeszeichen vergangener schöner Stunden? Säuselt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, seht Ihr eine Harfe stimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreischt, und die Zukunft gellt. Wir waren nichts, wir sind nichts und wir werden nichts. Wir sind ein schwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes Leben ohne Herz und ei Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, sagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut, unserm so geduldigen Vaterlande brachte, ist mir der lezte als der ungerechteste erschienen. Nicht

an einem Gewölbe fehlt es Deutschland; dieses wurde nur zu fest, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunst wurde unterirdisch vergeudet; an einem Dache fehlt es unserm Vaterlande.... Und an Schornsteinen — fiel ich ein; darum schlägt der Rauch der Klagen so beißend zurück.... Zank ist der Rauch der Liebe... Ja, doch nur die Wärme soll man festhalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürst ohne Freiheit der Presse seyn; doch sie als Unterthan entbehren, ist noch erträglich. Wer würfeln muß zwischen Noth und Sünde, ist glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein meine Freunde, Ihr tretet euch selbst zu nahe. Wollt Ihr unser Vaterland kennen und lieben lernen, reist in fremde Länder. So vieles Gute was euch die Heimath gewährte, werdet Ihr dort vermissen, und selbst des Schönen das euch in der Fremde neu erscheint, könnt Ihr nur darum genießen, weil Ihr Deutsche seyd, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Britte ist nur Britte, der Spanier nur Spanier, der Franzose nur Franzose; Mensch, ist der Deutsche allein. Shakspeare, Calderon, Voltaire, sie sind unser. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den

Sold der Liebe, sie sind unsere Landesgenossen, sind unsere Brüder. — Gerechtigkeit, bemerkte Waller, ist die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meisten daran, daß sie geübt werde, der Starke schüzt sich selbst. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein bescheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde... Unser Land ist herrlich, seine Luft ist mild, uns allein ward der schöne Wechsel zwischen Entbehren und Genuß, der der menschlichen Natur so wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längsten Frühling, und weint er auch — im Frühlinge weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen sind die Wehen eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutschen gegeben. Fragt nicht nach unserer Geschichte, nach den Denkmählern unserer Vorzeit; wir sind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer ist glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer todten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei, fragt ihn nach der Geschichte seines Lebens — er sieht euch mit seinen großen blauen Augen an, hüpft fort und spielt wieder mit Gras und Blumen.

Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechseln, würden wir nicht froh, unsere sichere Vergangenheit für seine unsichere Zukunft geben? Wir sind Kinder, und es ist wahr, wir werden streng erzogen; aber wer tauschte nicht gern die Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menschen haben keine Feierstunde — wir sind ein beneidenswerthes Volk. Unsere Hofmeister altern und wir wachsen heran; laßt uns genießen und hoffen. Der Bau des deutschen Landes wird einst vollendet werden — und dann, auf Jahrtausende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einst haben die Deutschen das Weltreich Rom zerstört, einst werden sie ein schöneres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden stiften, den edle Fürsten gehofft, und von dem andere geträumt, er sey ein Traum gewesen; und dann wird man die guten Ahnen solcher guten Enkel segnen. — Ja, gut sind wir, sagte Waller; aber ich will nicht gut, ich will besser seyn. Wir vermögen nur die That, die zur Ruhe, nur den Kampf, der zum Frieden führt; unser Herz ist warm, aber es glüht still und düster und schlägt nie in schöne helle Flammen aus. Wir sind keiner Begeisterung fähig, die den Menschen zum Gotte erhebt, das Geschöpf zum Schöpfer macht.

Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathhause angeschlagen stehen, daß wir um vier Uhr Nachmittag uns begeistern und jubeln sollen, und dann sind wir begeistert und jubeln zur bestimmten Stunde. Wie lieben, wie ehren wir unsere großen Männer, und wie thun es andere Völker! Unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Weisen, unsere Wohlthäter des Volkes — wir Mundschmeichler nennen sie hochgefeiert; aber wir feiern sie nicht hoch und lassen sie hungern. Das Odeon in Paris mußte vorausgehen, für Webers Wittwe und Waisen eine Vorstellung zu geben, und nur wenige deutsche Bühnen sind diesem Beispiele gefolgt. Jean Paul klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen gesehen. Er hatte hundert Fürsten, dreißig Millionen Landesgenossen, und er war arm! In der «Kunst und Wissenschaft kräftig fördernden Kaiserstadt» wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven schon vier Monate krank darnieder und er darbt! Als es die philharmonische Gesellschaft in London erfuhr, beschloß sie ihm alles zu geben was er brauche und wünsche, und sie schickte ihm sogleich tausend Gulden. Gerechter Gott! Tausend Gulden schickten sie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier, für die schnöde Lust einer einzigen Nacht, dreißig-

tausend Gulden verschwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit seidner Schnauze, wie Metastasio gewesen, und er mag wohl ein Ketzer seyn, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Cavaliere glaubt. Mich schaudert und mich eckelt! Wie kann Gott lieben, wer nicht seine Werke liebt! — Waller, bester Waller, rief ich, wie bin ich erstaunt Sie das sprechen zu hören. Der Deutsche ist frei; unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Schriftsteller, sie ertragen kein Joch; nur eines müßten sie nicht abwehren: das der Wohlthaten. Seyen wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt, für jene ist die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutsche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen; wer sein Herz fesselt, hat seinen Geist gefesselt. Laßt uns darben und frei seyn. Göthe schrieb seinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweisen, woran sein Herz gestorben — denn seine Jugend hat seine Freiheit nicht überlebt — so weiß man es doch. — Und was ist jene Begeisterung? sezte der Alte hinzu. Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertages, auf den spärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutsche liebt das ganze Jahr, mäßig aber immer satt. Die Britten, die Franzosen, sie ehren und feiern nur die großen

Männer ihres Landes; der Deutsche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht alles lieben was wir bewundern, nicht jedem wohlthun den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben eins, das uns alles ersezt: die Freiheit des Gedankens... Heinrich lachte... Ja die Freiheit des Gedankens! Was nüzt den Franzosen ihre freie Presse? Sie dürften es sagen, daß deutsche Wissenschaft und Kunst, hoch über französischer stehe, daß Shakspeare mehr sey als Corneille; aber sie sagen es nicht, sie vermögen es nicht zu denken. Was hindert uns Zensur, was jede andere Gewalt? Oft wird die That durch den Willen beschränkt; aber so gewiß der Schatten dem Lichte folgt, so gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein ist. Was wir wollen wird geschehen, früher oder später, wenn wir das Rechte und wenn wir es standhaft wollen. Das englische Volk, so edel es auch ist, wagt nicht gerecht zu seyn; wir haben den Katholiken Irlands schon längst Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbst mächtige Fürsten bedenken sich, was sie über Griechenland beschließen sollen; Wir haben sie ohne Zaudern unabhängig erklärt. — Heinrich rief verdrüßlich aus: Und sey dieses alles wahr, was hilft es uns? Was nützen uns Kunst und

Wissenschaft in verschlossenen Schränken, was guter Wille ohne That, Tugend ohne Achtung, Verdienst ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh seyn, ich will es genießen. Ich will sagen, was ich denke, thun, was mir recht scheint, abwehren, was mir mißfällt, und ärndten was ich gesät. Wie langweilig sind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo unter uns, ist die schöne Geselligkeit der Franzosen, wo bei uns, vereint sich Kunst und Wissen, Herz und Geist, Gefühl und Witz, uns eine schöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verschaffen? — Beneiden wir sie nicht darum, erwiederte Jener. Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köstlich bewirthen, ich durfte mir ihre Verschwendung wohl gefallen lassen. Aber gleichthun wollen wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wissen vergeudet der Franzose in dem Gespräche einer Stunde; aber weil er alles spricht, was er weiß, sagt er mehr als er weiß, und macht Geistesschulden. Der Deutsche denkt mehr, als er spricht; aber er reicht aus und man sieht nie den Boden seines Wissens.

Die Sperr-Trommel wirbelte jezt. Wir müssen heimkehren, sagte ich. — Schade! rief der Alte, der Abend ist so schön! Doch wir wollen dem Zuge folgen. — Was liegt daran? bemerkte

Waller. Denken wir, wir gingen noch länger spazieren. — Ja das wollen wir denken: erwiederte ich; und wir wollen denken und immer denken: diese Trommeltyrannei ist hart und lächerlich — dann endet sie gewiß einmal.

Der Alte hatte die Güte uns zu sagen, daß er sich unserer Bekanntschaft freue, und wir ihn auf seinem Zimmer Nr. 13. morgen besuchen möchten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und sprach: Soyons amis, Cinna! Sobald wir nach Hause gekommen, erkundigte sich Waller, wer Nr. 13. wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch und er las: Baron von Ruhdorf, Geheimer Hofrath und Regierungs-Präsident. So! — murmelte er. — Baron! Präsident! Hofrath! Darum also so zufrieden? Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

370
(14
12

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Börne, Ludwig

Gesammelte Schriften

Bd.: 4. Vermischte Aufsätze, Erzählungen, Reisen. - 1829. - 329 S.

Hamburg 1829

P.o.germ. 2028 y-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128980-9